

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Wirtschaft und Soziales
Studiendepartment Soziale Arbeit

Familiales Leben in Wohnprojekten

– eine qualitative Studie

Diplomarbeit

Hamburg, August 2008

Vorgelegt von: Silvia Weichold

Betreuende Prüfende: Frau Prof. Frauke Schwarting

Zweite Prüfende: Frau Prof. Katharina Meyer

Inhaltsverzeichnis:

1. <u>Einleitung</u>	4
2. <u>Die Individualisierung und ihre Auswirkung auf familiale Lebensformen</u>	6
2.1 Die These der Individualisierung	6
2.1.1 Die Wirkung von Individualisierung auf das soziale System der Familie.....	9
2.1.2 Die Wirkung gesellschaftlicher Veränderungsprozesse auf das Wohnen.....	16
2.2 Die Entstehung von Wohnprojekten	18
2.2.1 Wohnübergreifende Ziele und Interessen.....	21
2.2.2 Rechtsformen und weitere zu beachtende Voraussetzungen.....	26
2.2.3 Der aktuelle Stand in Hamburg	28
3. <u>„Wir sind launisch und laut.“</u>	
- <u>Eine qualitative Studie zum familialen Leben in Wohnprojekten</u>	30
3.1 Die Planung und Durchführung der Untersuchung	31
3.1.1 Die Zielsetzung und die Fragestellung der Erhebung	31
3.1.2 Die angewandte Methode der Erhebung	33
3.1.3 Die Auswahl der Befragten und die Gestaltung der Interviews	36
3.1.4 Die Beschreibung der Befragten	37
3.1.5 Die Erläuterungen zur Transkription.....	40
3.1.6 Das Auswertungsvorgehen	40
3.2 Darstellungen der Ergebnisse	44
3.2.1 Visionen und Illusionen	44
3.2.1.1 „Auf die Idee gekommen bin ich, weil ich Kinder habe.“ (Swantje:1)	
- Die Kontakte zu Eltern und Kindern	44
3.2.1.2 „ Ja, bei uns erstmal primär: Jeder hat plötzlich `n eigenes Zimmer. Das ist natürlich schon toll.“ (Marie:12)	
- Zum Platz und zur Bezahlbarkeit	46
3.2.1.3 „Ich bin nur froh, dass wir kein Motto haben ((lacht)).“ (Swantje:7)	
- Die Ziele bei der Gestaltung des gemeinsamen Lebens	46

3.2.2 Feste, Feiern und Debatten	49
3.2.2.1 „Wenn man über ein Jahr lang gemeinsam auf einer Baustelle war, kennt man sich eigentlich ziemlich gut.“ (Vera: 3) - Die gemeinsame Raumnutzung und Aktivitäten	49
3.2.2.2 „Oh, Gott. Mann, ist Demokratie anstrengend. ((lacht)) Es ist schon gut, dass es das gibt.“ (Marie: 15) - Die Kommunikation im Wohnprojekt	52
3.2.3 Elternschaft und Kindheit	61
3.2.3.1 „Ich find` s für Kinder `ne optimale Struktur. In anbetracht der Enge im Stadtteil.“ (Tom: 11) - Über Sicherheit verfügen und Frei-Räume zulassen können.....	62
3.2.3.2 „Das finde ich einfach optimal, dass man nicht das Gefühl haben muss: Mama, Papa, Kind <u>müssen</u> jetzt die Lösung haben.“ (Swantje:14) - Voneinander lernen und miteinander wachsen	64
3.2.3.3 „Und dann muss man gucken was die Zeit bringt, was ansteht. `Ne Lösung gibt `s garantiert.“ (Vera:7) - Der Umgang mit Veränderungen in der Familie	68
 4. <u>Schlussbetrachtung</u>	73
 Quellenverzeichnis	77

Anhang:

Interviewleitfaden	80
Kurzfragebogen	83
Einwilligungserklärung (Muster)	84
Legende der Transkriptionszeichen	85
Eidesstattliche Erklärung	86

1. Einleitung

Heiner Keupp schreibt, dass Menschen sich immer mehr ihre sozialen Netzwerke selbst schaffen und erhalten müssen. Diese eigenen sozialen Verknüpfungen sind psychosoziale Ressourcen, die, so Keupp, großen Einfluss bei der „produktiven Bewältigung von Krisen und Belastungen“, haben (vgl. Keupp 1994: 342). Die „Wahlverwandtschaften“ müssen aber durch beständigen Einsatz am Leben erhalten werden. In diesem Zusammenhang ist das Erscheinen von Wohnprojekten, als immer häufiger auftretende, vor allem im städtischen Raum vorfindbare Lebensform, eine interessante Entwicklung, die es sich näher zu betrachten lohnt. In den unterschiedlichen Feldern der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit wird mit einzelnen Familienmitgliedern oder ganzen Familien, sei es präventiv oder intervenierend, gearbeitet. Somit ist die Kenntnis über und das darauf basierende Verständnis der Lebenswelt, in der jene Menschen leben, für diese Arbeit von Bedeutung. Die aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen verlangen von Familien, insbesondere von Frauen, ein erhöhtes Maß an Fähigkeiten, den Alltag zu organisieren. Die Herausforderung besteht darin, zwischen erhöhter persönlicher Wahlfreiheit in allen Lebensbereichen und neuen institutionellen Zwängen den Alltag zu bewältigen. Damit einher geht ein höherer Anspruch an die Qualität der Beziehungen, sowohl in der Partnerschaft als auch zu den Kindern und in Freundschaften. Auf dem Hintergrund flexibler Lebensläufe und größerer Mobilität wird es für Familien teilweise problematisch, den Kindern das zur Entwicklung notwendige Bedürfnis an Stabilität, sozialer Sicherheit und Orientierung zu gewährleisten.

Das 2. Kapitel, die Individualisierung und ihre Auswirkung auf familiäre Lebensformen, begegnet daher zunächst von der theoretischen Seite der Erklärung von Individualisierungsprozessen und ihren Auswirkungen auf Familien. Diese gesellschaftlichen Vorgänge darzustellen ist sinnvoll, da sie den Hintergrund bilden, auf dem die Mitglieder von Familien agieren. Um die familialen Lebensformen zu verstehen, schließt dieses Kapitel eine Abhandlung zur Familiensoziologie mit ein. Diese, aus soziologischer Sicht genannten, Veränderungsprozesse bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die Wohnkultur, so dass, um ein komplettes Bild zu erhalten, dazu ein Abschnitt erfolgt. Damit leiten die Ausführungen zum Thema des Lebens in Wohnprojekten über. Ihre Entstehungsgeschichte, die Ziele und Interessen der Bewohner, rechtliche Bedingungen und der aktuelle Stand in Hamburg werden beschrieben.

Nachdem die theoretischen Zusammenhänge zwischen Individualisierungsprozessen, Familien und Wohnprojekten herausgearbeitet wurden, richtet sich das Interesse der folgenden qualitativen Studie, „Wir sind launisch und laut“ in Kapitel 3 auf die tatsächliche Gestaltung des familialen Lebens in Wohnprojekten.

Vorrangig geht es dabei um die Frage nach den familienübergreifenden sozialen Beziehungen und Kooperationen in Wohnprojekten und deren realer Gestaltung. Dazu wurden sechs Personen, die als Familienangehörige in verschiedenen Wohnprojekten leben, befragt. Die Planung und Durchführung der Untersuchung beschäftigt sich, neben der Zielsetzung und der Fragestellung der Erhebung, mit der darin angewandten Methode, der Auswahl der Befragten und der Gestaltung der Interviews sowie der Beschreibung der Befragten. Die Erläuterungen zur Transkription und das Auswertungsvorgehen beschließen dieses Kapitel. Die Darstellungen der Ergebnisse aus den Interviews sind in drei Kategorien strukturiert:

1.) Visionen und Illusionen, 2.) Feste, Feiern und Debatten sowie 3.) Elternschaft und Kindheit. Diese sind jeweils, mit dafür typischen Zitaten aus den Interviews, thematisch untergliedert. Mit der Schlussbetrachtung endet die Diplomarbeit

2. Die Individualisierung und ihre Auswirkung auf familiale Lebensformen

Die Forschungsarbeit befasst sich mit familialem Leben in Wohnprojekten. Somit ist die Relation zweier sozialer Systeme, dem der Familie und dem der Bewohnergruppe, Gegenstand der Untersuchung. Um die Lebensform von Familien in Wohnprojekten zu begreifen, folgt zunächst eine Klärung der gesellschaftlichen Bedingungen und Entwicklungen, welche Voraussetzung ihrer Entstehung sein konnten. Die Individualisierungsthese, wie sie von Ulrich Beck 1986 und anderen entwickelt wurde, bildet die theoretische Grundlage dieser gesellschaftlichen Prozesse und wird im Anschluss in ihren Grundzügen wiedergegeben. Bevor die Art der Vernetzung dieser beiden Systeme, Familie und Wohnprojekt, untersucht werden kann, macht es Sinn, jede soziale Form für sich zu beleuchten. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Definition des Familienbegriffs und die Beschreibung der Auswirkung von Individualisierungsprozessen auf Familien. Die durch die gewandelten Familienstrukturen bedingten Veränderungen der familialen Wohnformen sind Inhalt des nächsten Abschnitts. Dieser leitet zur Beschreibung der Wohnprojekte über, einschließlich der Erläuterung ihrer Entstehung sowie unterschiedlichen rechtlichen und inhaltlichen Formen. Zum Abschluss erfolgt ein Einblick in die aktuelle Situation der Wohnprojekte in Hamburg.

2.1 Die These der Individualisierung

Die Moderne, in deren Verlauf Individualisierungsprozesse einzuordnen sind, wird häufig als eine Entwicklung in zwei Phasen beschrieben. Die so genannte erste Moderne setzt mit der Industrialisierung ein, in deren Verlauf eine neue Arbeitsteilung und die bürgerliche Familie gebildet wurden. Es setzte eine Ablösung vom ständischen Leben ein, deren geistig-kulturellen Wurzeln bereits auf die Zeit der Renaissance zurückgehen. Ein zweiter Modernisierungsschub geht mit einer Radikalisierung der Prinzipien der Moderne einher und setzt Anfang der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts ein.

Es ist anzumerken, dass die Theorie der zweiten Moderne sich wiederum als Terminus in den Sozialwissenschaften nicht allgemein durchsetzen konnte. Die Individualisierungsthese ist jedoch, laut Wilk, unter dem Dach der Modernisierungstheorie angesiedelt (vgl. Wilk 1997: 230).

Sie beschäftigt sich, nach Peuckert, auf der Grundlage klassischer Gesellschaftstheorien zur Moderne, wie z.B. von Emil Durkheim, Georg Simmel und Max Weber, mit der Freisetzung des Einzelnen aus den traditionellen Bindungen (vgl. Peuckert, 1999: 267).

Beck beschreibt den Prozess wie folgt: "Auf dem Hintergrund eines vergleichsweise hohen materiellen Lebensstandards und weit vorantriebener sozialer Sicherheiten wurden die Menschen in einem historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie herausgelöst und verstärkt auf sich selbst und ihr individuelles (Arbeitsmarkt-)Schicksal mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen." (Beck, 1994:44). Genauer ist, laut Engelhardt, die Herauslösung aus den Bindungen und Zugehörigkeiten zu Kirchen, Klassen, Siedlungsstrukturen, Verwandtschafts- und Familiensystemen sowie etwaigen Sonderformen zu verstehen. Er versteht Bindung als Übernahme von Normen und Werten dieser sozialen Systeme, die deren Mitgliedern eine Orientierung zur aktuellen Lebensführung und der Lebenslaufgestaltung boten (vgl. Engelhardt, 1992: 60). Der Mensch wird gezwungen, sich selbst zum Zentrum der eigenen Lebensplanung zu machen, so bezieht sich Peuckert auf Ley (vgl. Ley 1984 in Peuckert, 1999: 270).

Beck beschreibt drei Dimensionen der Individualisierung:

1. Die „Freisetzungsdimension“ meint die Herauslösung aus den traditionellen sozialen Zusammenhängen.
2. Die „Entzauberungsdimension“ beschreibt den Sicherheitsverlust, da Vorgaben, wie und nach welchen Normen oder nach welchem Glauben zu handeln sei, fehlen.
3. Die „Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension“, welche meint, dass beinahe das Gegenteil bewirkt wird, wenn eine neue Art der sozialen Einbindung stattfindet.

Diese drei Dimensionen seien im Hinblick auf die objektive Lebenslage und das subjektive Bewusstsein zu betrachten (vgl. Beck, 1986:206).

Die Ambivalenz durch die Entwicklung in der dritten Dimension zeigt sich, da gleichzeitig mit dem Freisetzen aus den alten Bindungen neue Abhängigkeiten auftreten, die diese Entscheidungsfreiheiten behindern. Gegen den Zwang der traditionellen Bindungen tauscht der Einzelne, laut Beck, diejenigen des Arbeitsmarktes und der Konsumexistenz und deren Standardisierungen und Kontrollen ein. Beck bezeichnet diesen Prozess weiter als „institutionelle Lebenslaufmuster“ (vgl. Beck, 1986: 211).

Wenn aber der Einzelne, da diese Ambivalenz oftmals nicht offen zu Tage tritt, zum Baumeister seines Lebenslaufs wird, steht er auch immer mehr in der Verantwortung. Folglich wird er für bestimmte Entscheidungen und Handlungsweisen verantwortlich

gemacht, obwohl durch institutionelle Zwänge keine wahre Entscheidungsfreiheit bestand, bzw. können Pläne nicht umgesetzt werden, weil häufig ihre Umsetzung an institutionelle Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft sind. Engelhard hat diesen Aspekt für die Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit herausgearbeitet, wenn er beschreibt, wie die „Allzuständigkeit“ und „Allverantwortlichkeit“ zur Individualisierung von Problemlagen führt, da sich beim Rückblick auf den Lebenslauf diese mindestens anteilig mit einer falschen oder unterlassenen Entscheidung begründen lassen. Weiter sind damit, laut Engelhardt, individuelle Schuldzuschreibungen verbunden, so dass zum Beispiel Obdachlosigkeit oder Arbeitslosigkeit als eigen verschuldet gelten, die kollektive Gegenwehr dieser Missstände verhindern würden sowie zur Resignation der Unterstützungssysteme führen können (vgl. Engelhardt, 1992: 67).

Dazu schreibt Ulrich Beck: „Es entsteht – paradox genug – eine *neue Unmittelbarkeit* von Individuum und Gesellschaft, die Unmittelbarkeit von Krise und Krankheit in dem Sinne, dass gesellschaftliche Krisen als individuelle erscheinen und nicht mehr oder nur noch sehr vermittelt in ihrer Gesellschaftlichkeit wahrgenommen werden. Hier liegt auch eine Wurzel für die gegenwärtige ‚Psychowelle‘.“ (Beck, 1986:158f).

Laut Peuckert wird von einigen Sozialwissenschaftlern die mangelnde Präzision des Konzepts der Individualisierung bemängelt, welches wenig historisch analysiert und empirisch belegt sei. Peuckert kritisiert die in der These zur Individualisierung fehlende Antwort auf die Frage nach den neuen Strukturmustern der festgestellten Veränderungen, insbesondere im sozialen Zusammenleben. Diese würden, so Peuckert weiter, in der Systemtheorie, insbesondere in der Theorie der sozialen Differenzierung, Erfolg versprechender beantwortet (vgl. Peuckert, 1999: 281). Beck selbst äußert sich zum Begriff der Theorie in seinem Vorwort zum Buch „Risikogesellschaft“, wenn er den Vorteil des „theoretischen Zwischen-den-Stühlen-Sitzens“ beschreibt, der praktisch sei, weil sowohl den absoluten Befürwortern der Moderne als auch deren Gegnern widersprochen werden könne (vgl. Beck, 1986:13).

2.1.1 Die Individualisierungsprozesse im soziale System der Familie

Aspekte der Individualisierung, welche in die Familien hineinreichen, sind im Zusammenhang mit dem Forschungsthema zu beachten, da die Lebensform der Familie in Wohnprojekten im Zentrum der Untersuchung steht.

Für das Entstehen der bürgerlich-modernen Familie sind, laut Thomas Meyer, zwei Faktoren vorausgesetzt: Die Herausbildung des wohlhabenden und gebildeten Bürgertums im 18. Jahrhundert und die „fundamentalen gesellschaftlichen Umschichtungen im Rahmen der Industrialisierung“ (vgl. Meyer 2002: 402). Die Erwerbssituation in der bürgerlichen Familie ist seit der Industrialisierung gekennzeichnet durch die Trennung in einen privat-familiären, emotionalen und damit weiblichen Bereich¹ und in einen öffentlichen, sachlichen Erwerbsbereich, der den Männern vorbehalten sein sollte.

Die Familie wurde in der folge dieser Entwicklung lange Zeit in einem recht engen Begriff, der Kern- oder Normalfamilie, beschrieben, deren Blütezeit eigentlich nur in den 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts lag, dem „golden age of marriage“ (vgl. Meyer 2002: 402f). Sie wurde nur in dieser Zeit von einem Großteil der Bevölkerung in beiden deutschen Staaten praktiziert und favorisiert. Bis in die 70er Jahre hinein dominierte diese Familienform, welche sich durch eine spezifische Aufgabenteilung von Männern und Frauen kennzeichnete. Der Mann war als Haushaltsvorstand für die ökonomische Versorgung und die Frau für die Haushaltsführung und die Kinder zuständig.

Peuckert listet folgende Merkmale der Normalfamilie auf:

Das Paar ist verheiratet mit Kind oder Kindern, es besteht ein gemeinsamer Haushalt, zwei leibliche Eltern sind im Haushalt und die Ehe ist lebenslang (exklusive Monogamie). Weiter seien die Eltern heterosexuell, der Mann ist der Haupternährer und im Haushalt sind zwei Erwachsene (vgl. Peuckert, 2005:30).

¹Die Trennung in diese weibliche und männliche Lebensbereiche fand zunächst in den wohlständischen, bürgerlichen Familien statt, während in Arbeiter- und Bauernfamilien weiter von Frauen mitgearbeitet wurde. Außerdem begann die Entstehung der Idee von Kindheit und Jugend als eigenständige Lebensphasen. Die romantische Liebe als Voraussetzung einer Ehe begann an Bedeutung zu gewinnen. (vgl. Meyer in: Geißler,2002:402f).

Laut Beck wurde gleich gehend mit der Einrichtung der Industriegesellschaft die Geschlechtsständeordnung errichtet, die ebenfalls gegen Widerstände durchgesetzt werden musste. Diese neuen Verhältnisse werden jetzt in einem Prozess der Gegenmodernisierung wieder aufgelöst (vgl. Beck, 1986: 179 f).

Die starken Veränderungen, die sich seit den 60er Jahren vollziehen, werden zum Teil in Abgrenzung zu diesem Familienbild vorgenommen. Die Veränderung von Normalbiographien, eine zunehmende Bildungsbeteiligung von Frauen sowie eine längere Ausbildungsdauer sind zu nennen. Eine liberalisierte Einstellung zur Sexualität und ein erhöhtes Bewusstsein für Erziehung und Sozialisation sowie die Bewertung von Kindheit sind weitere Faktoren, die diesen Wandel beeinflussten. Folgende Merkmale lassen sich dazu feststellen:

1. Das herkömmliche Bild der Familie mit ihrer Rollenverteilung zwischen Mann und Frau ändert sich, bzw. ein neues Rollenverständnis von Vätern und Müttern tritt ein.
2. Der Anteil von Mehrkindfamilien nimmt ab, bei gleichzeitiger Zunahme von Ein-Kind-Familien. Eine steigende Anzahl von Frauen verbinden Berufstätigkeit und Kinder.
3. Die Auffassung von Partnerschaften und Beziehungen wandelt sich. Dabei sind die Lebenslänglichkeit sowie die Bezogenheit auf den Partner immer weniger verpflichtend. Es erhöht sich, damit einhergehend, die Scheidungs- und Trennungsrate. Die Beziehungen zu den Kindern werden dafür emotionaler besetzt (Kinder gelten als sinnstiftend).
4. Die Ehe ist für Männer und Frauen nicht mehr die selbstverständliche und attraktivste partnerschaftliche Lebensform, so dass sich das Heiratsverhalten ändert.
5. Verheiratungen sind zunehmend durch Kinder begründet. Gleichzeitig steigt die Zahl der Alleinerziehenden. Eine Vielfalt verschiedener Familienformen bildet sich heraus.

Obwohl diese Merkmale des Wechsels die Familien betreffen, bleibt die Familie für diejenigen Menschen, die sich dazu entscheiden, mit Kindern zu leben, als Leitbild bestehen: als emotionaler und sinnstiftender Gegensatz zur technokratisierten Arbeitswelt.

Die oben genannte Definition der Normalfamilie dient als Vergleichsmaßstab für die auftretenden pluralisierten Lebensformen (es sind nicht nur Familienformen gemeint). An dieser Stelle seien nur einige der neuen Formen genannt, die Peuckert nennt: Alleinwohnende und nichteheliche Lebensgemeinschaften, getrenntes Zusammenleben („living apart together“) sowie binukleare Familien, Ein-Eltern-Familien, Stief- und Adoptivfamilien, heterogene Inseminationsfamilien und Fortsetzungsehen. Außerdem sind, laut Peuckert, die gleichgeschlechtliche Paargemeinschaft, die Commuter-Ehe (Doppelkarriere-Ehe),

die Drei- und Mehrgenerationshaushalte und Wohngemeinschaften zu nennen (vgl. Peuckert, 2005: 30). In diesem Zusammenhang wird ebenfalls oft die restrukturierte Familie, oft als „Patchworkfamilie“ bezeichnet, angeführt.

Marianne Pieper schreibt, dass die Elternschaft in Wohngemeinschaften kaum ins Blickfeld rückt. Diese würde jedoch eine Chance zu einer über das Kernfamilienmodell hinausgehenden Pluralisierung elterlicher Bezugs-, Beziehungs- und Verantwortungspersonen darstellen. Laut Pieper sind die neuen Lebensformen Ausdruck der durch die „Modernisierung“ oder „Individualisierung“ hervorgebrachten Umwälzungsprozesse, welche dazu führen, dass sich Familien als Lebensform darstellen, in denen „das kernfamiliale Ensemble mit Neu- und Umbesetzungen wie auch ‚Einsparungen‘ der tradierten Elternrollen aufwartet“ (vgl. Pieper, 1994: 17ff).

Laut Beck ist es immer schwerer, die Begriffe, wie beispielsweise „Mutter“, „Vater“, „Familie“ und Ehe, von der Wirklichkeit zu unterscheiden, bzw. sei die Konstanz der Begriffe nicht mehr vereinbar mit den tatsächlich dahinter verdeckten Lagen und Situationen von Familien (vgl. Beck, 1986:164).

Trotz der neuen Familienformen sind, nach Nave-Herz, folgende essentielle Kriterien, die für Familien in allen Kulturen, durch alle Zeiten, als Abgrenzung zu anderen Lebensformen gelten, zu nennen:

1. Die biologisch- soziale Doppelnatur (König 1946/2002), d.h. die Reproduktions- und Sozialisationsfunktion der Familie und andere Funktionen, die kulturell variieren.
2. Die Generationsdifferenzierung, welche lediglich meint, dass es verschiedene Generationen in einer Familie gibt.²
3. Das spezifische Kooperations- und Solidaritätsverhältnis unter den Mitgliedern, aus dem heraus eine Rollendefinition festgelegt ist.

Außerdem ist es von Bedeutung, dass Ehe immer auf Familie verweist, aber nicht umgekehrt Familie auf Ehe. Familien erfüllen die Funktionen von Schutz und Fürsorge sowie die Befriedigung emotional-expressiver Bedürfnisse (vgl. Nave-Herz , 2004: 30 ff).

²Bei Mehrgenerationenfamilien gibt es zwei Typen (vom gemeinsamen Haushalt unabhängig): Die Abstammungsfamilie (z.B. Türkei, Korea), in der die Ehebeziehung gegenüber der Herkunftsfamilie nachrangig (patrilinear) ist, und die Form des familialen Generationsverbundes (z.B. Deutschland, Polen, Spanien), in der die einzelnen Generationen „selbständige Einheiten bilden“ und beide Herkunftsfamilien gleichrangig sind.

Rosemarie Nave-Herz bietet damit eine Aussage zur Familie, welche ihre Gültigkeit auch dann nicht verliert, wenn die Veränderungen durch die zweite Moderne miteinbezogen werden und ein von der so genannten Normalfamilie unverstellter Blick auf die Funktionen, Positionen und Rollen in Familien geworfen wird. Auf diese Definition bezieht sich der Familienbegriff in dieser Untersuchung.

Die Auswirkungen von Individualisierungsprozessen auf Familien wird von Maria S. Rerrich differenziert betrachtet. Sie fasst zusammen, dass diese Auswirkungen nur auf einige gesellschaftliche Gruppen zutreffen. Rerrich bezieht sich auf Bertram und Dannenbeck (1990) sowie auf Diezinger (1993), die darstellen, dass regionale Unterschiede vorhanden sind und Individualisierungsprozesse für Frauen eine andere Bedeutung haben als für Männer (vgl. Rerrich 1994: 202).

Bertram nimmt eine kritische Haltung ein, in dem er die Position von Theoretikern, wie Beck und Giddens, als einen Zerfallsprozess, einen Funktionsverlust oder eine Funktionsverlagerung der traditionellen Familien versteht, seine eigene Haltung jedoch, gegenteilig dazu, eine Funktionserweiterung von Ehe und Familie beschreibt.

Dabei versteht Bertram Individualisierung als eine Form des Individualismus.

Individualisierungsprozesse seien daher eine Voraussetzung für die Möglichkeit der freien Entscheidung *für* Ehe und Familiengründung. Somit zweifelt er an, dass diese Prozesse gleichzeitig für den Wandel von Ehe und Familie verantwortlich sein sollen (vgl. Bertram 1997: 370ff). Hier stellen sich allerdings folgende Fragen: Wenn Individualismus eine positive Entscheidung zur Familie ermöglicht, warum kann er dann nicht ebenso zu einer ablehnenden Haltung führen (der gewonnene Handlungsspielraum ist schließlich nicht einseitig), und ist der Individualisierungsprozess, welcher, wie oben beschrieben, zu neuen äußeren strukturellen Zwängen führt, allein als persönliche Entscheidungsfreiheit zu interpretieren?

Jedes Individuum ist für sich, mehr oder weniger freiwillig, verantwortlich, die eigene Lebenslaufgestaltung vorzunehmen und kann dabei nicht auf vorgefertigte Muster zurückgreifen. Eine große Angebotsvielfalt trägt dabei nicht zur Vereinfachung der Entscheidungssituationen bei, in denen Freundschaften und Beziehungen aufgebaut werden und Mitgliedschaften entstehen (oder entstehen müssen), unter der Bedingung, dass diese biographisch ebenso schnell wieder wechseln können, bzw. jeder Zeit aufkündbar sind

Was schon für den Einzelnen, möglicherweise Unabhängigen, Alleinstehenden zu Orientierungsschwierigkeiten führen kann, wird erst recht für Familien zu einer Herausforderung. Bei der alltäglichen Lebensführung gilt es dort, Berufstätigkeit, Kinderversorgung und möglicherweise Altenbetreuung, Hausarbeit, Nachbarschaftshilfe, Freizeitbeschäftigungen und Partnerschaft zu organisieren und miteinander zu koordinieren. Maria S. Rerrich beschreibt, davon ausgehend, dass nur noch eine Minorität der Arbeitnehmer einem Normalarbeitsverhältnis nachgehen, wie die Muster der alltäglichen Lebensführung durch die Vervielfachung der Zeitrhythmen für jedes einzelne Familienmitglied individualisiert werden, was wiederum ambivalente Folgen für Familien hat, denen einerseits mehr Möglichkeiten zur Verfügung stehen, aber dem andererseits bei Überlagerung von individualisierten Zeit- und Lebensführungsmustern ein erhöhtes Konfliktpotential innewohnt. Rerrich folgert, dass Menschen sehr viel aktiv dazu beitragen, als Familie zusammenzukommen (vgl. Rerrich 1994: 204f).

Häufig wird dabei der aktivere Teil dieser Koordination individueller und familialer Lebensführung in den Familien von Frauen bewältigt, obwohl die Gestaltungsmöglichkeiten alle Beteiligten betreffen und Frauen meist auch gleichzeitig beruflich eingebunden sind. Liselotte Wilk beschreibt das alltägliche Leben als Synchronisationsaufgabe verschiedener Zeitordnungen und Systeme, welche oftmals in Konkurrenz zueinander stehen, so dass sie Familienzeit versus außerfamiliale Zeit, Kinderzeit versus Erwachsenenzeit, familiale Arbeitszeit versus familiale Freizeit, Elternzeit versus Paarzeit und Familienzeit versus individuelle Selbstverwirklichungszeit betrachtet, wobei diese individuellen Lösungen abhängig von sozioökonomischen Lebenslagen und sozialen Milieus sind (vgl. Wilk 1997: 229-247). Der letztgenannte Aspekt verdeutlicht aber auch, dass bei den individuellen Auswahlmöglichkeiten der Lebensgestaltung keine Chancengleichheit besteht. Die Herausforderung und Problematik der Modernisierungsentwicklung stellt sich für Frauen im besonderen Maße.

Laut Beck führt gerade das Mehr an Gleichheit in den Bereichen Recht, Bildung und Arbeitsmarkt dazu, die weiterhin bestehenden und sich verschärfenden Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern stärker ins Bewusstsein zu rücken, denn auf der Seite des Verhaltens habe sich nicht viel geändert (vgl. Beck, 1986: 162). Beck folgert daraus, dass die Industriegesellschaft auf die Ungleichheit der Geschlechter am Arbeitsmarkt angewiesen sei, wie es das Konstrukt der Kleinfamilie unterstützen würde. Dieses beizubehalten widerspräche jedoch zugleich den Prinzipien der Moderne (vgl. Beck, 1986: 174).

Was für die innerfamiliären Abläufe und deren Erhalt als auch für die partnerschaftlichen Strukturen gilt, ist ebenfalls im Verhältnis zu den äußeren Systemen zu finden. Die Beziehungen zu Nachbarschaft, Verwandtschaft, Freunden, Vereinen erfordert ebenso aktive Beteiligung. Es können vielfältige Kontakte geschlossen werden, bei gleichzeitiger Instabilität dieser Verbindungen. Möglicherweise gilt für soziale Beziehungen in Familien, laut Beck:

„ (...) Kinder mit der in ihnen enthaltenen, jetzt anachronistisch werdenden Bindungsintensität werden zu den letzten Partnern, die nicht gehen.“

(Beck, 1986: 180).

Zu berücksichtigen ist dabei, dass dem Lebensabschnitt, der mit Kindern verbracht wird, durch die erhöhte Gesamtlebenszeit eine Jahrzehnte währende Zeit folgt, die es, wenn die Kinder „aus dem Haus“ sind, zu gestalten gilt, wobei immer weniger Menschen diese Zeit in ihrer Funktion als Großeltern ausfüllen können oder wollen.

Die Einheitsfamilie auf Lebenszeit wird immer mehr zur Ausnahme, obwohl sie immer noch als erstrebenswert gilt. Es kommt dabei im Lebenslauf zum Wechsel von familialen und nicht-familialen Abschnitten mit möglicherweise mehreren Familiengründungen oder Neuzusammenstellungen. Dieser Form der Instabilität wird dann eine weitere Unbeständigkeit hinzugefügt, wenn das räumliche und soziale Umfeld wegfällt. Dies kann durch berufliche Mobilität oder die Unfähigkeit, Kontakte herzustellen oder zu erhalten, bedingt sein. Gerade dieses lokale und soziale Eingebundensein bietet wichtige Ressourcen zur Gewährleistung einer physischen und psychischen Gesundheit, bzw. zur Bewältigung von Krisensituationen.

Heiner Keupp bezeichnet die Situation der Entscheidungsfreiheit und Entscheidungsnotwendigkeit bezüglich der gewählten sozialen Beziehungen als ambivalent, da es einerseits die Chance der wesentlichen Mitgestaltung gibt, so dass zeitgenössische Netzwerke somit mehr von gemeinsamen Interessen getragen würden als früher, andererseits besteht die Notwendigkeit „Initiator und Manager des eigenen Beziehungsnetzes zu sein.“ Keupp schließt daraus weiter, dass dabei ein Gefühl von Sicherheit und Vertrautheit, trotz vielfältiger und Ressourcen spendender Kontakte, nie ganz erfüllt wird (vgl. Keupp 1994: 343f).

Nachbarschaft, soziale Vernetzung und das Wohnen sind jedoch Aspekte, die bedeutsam werden, wenn es um die Frage geht, wo und mit wem Kindheit gegenwärtig stattfindet.

Noch bis zum Beginn der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts spielte sich das kindliche Leben in der Regel in unmittelbarer Nachbarschaft zum Wohnort ab. Die Kinder mussten sich mit den

dort angetroffenen Bedingungen, den dort vorgefundenen Kontakten und ihrer zufällig dort ansässigen Alters- und Sozialmischung ohne professionelle pädagogische Aufsicht auseinandersetzen. Diese waren zwar nicht frei gewählt, aber räumlich jederzeit erreichbar. Gleichzeitig waren die Kinder weiter an die Erwachsenenwelt und deren Alltagsleben gebunden. Heute ist beinahe jedes Kind, zum Teil bedingt durch die zunehmende Bedeutung von Bildung sowie durch Berufstätigkeit der Eltern, in einer Betreuungseinrichtung. Darüber hinaus werden Kinder und Jugendliche auch im Freizeitbereichen durch (speziell dafür ausgebildete) Erwachsene institutionalisiert, strukturiert und organisiert. Bei erhöhter Einflussnahme von Erwachsenen, so Helga Zeiher, findet gleichzeitig eine Trennung vom Erwachsenenbereich statt. Damit ist auch eine räumliche Entkoppelung gemeint, denn die verschiedenen Aktivitäten der Kinder finden selten in der Nähe zum Wohnort statt. Ebenso wohnen Freunde nicht zwangsläufig in der Nähe. Somit sind Kinder oft an unterschiedlichen Orten, was bedingt, dass diese Orte meist nicht ohne Erwachsenenhilfe erreicht werden können. Selbständig erschließen sich die Kinder das zusammenhängende unmittelbare Lebensumfeld erst spät. So ist die Bildung von Nachbarschaftsstrukturen dadurch erschwert, dass einerseits die Funktionsräume der Kinder verstreut liegen und andererseits, bei ständigem Aufenthalt in Kindereinrichtungen, keine Zeit mehr dafür bleibt. Diesen Zusammenhang nennt Helga Zeiher eine „Verinselung des individuellen Lebensraums“ (Zeiher 1994: 361).

Folgendermaßen lässt sich die Wirkung von Individualisierung auf Familien zusammenfassen:

Die Herausforderung für Familien besteht darin, den Alltag zu bewältigen sowie das Bedürfnis von Kindern nach sozialer und räumlicher Stabilität zu gewährleisten. Dieses ist, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ansprüche von Institutionen, bei gleichzeitig erhöhter persönlicher Wahlfreiheit in der Ausbildung, im Beruf und in der Freizeitgestaltung, zu leisten. Erschwert wird dies durch eine zunehmende Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, die ebenfalls eine räumliche Mobilität erfordert. Prekäre Arbeitsverhältnisse sind, nicht zuletzt durch die Doppelbelastung mit Haushalt und Kinderbetreuung, für Frauen schon seit längerer Zeit Realität, lösen mittlerweile aber auch bei Männern zunehmend das „Normalarbeitsverhältnis“ ab.

Beck formuliert das folgendermaßen: „Familie wird zu einem dauernden Jonglieren mit auseinanderstrebenden Mehrfachambitionen zwischen Berufen und ihren Mobilitätsanforderungen, Bildungszwängen, querliegenden Kinderverpflichtungen und dem

hausarbeitlichen Einerlei.“ (Beck, 1986: 184). Es wurde deutlich, dass sich jedem Einzelnen die Chance bietet, er zugleich aber auch dem Zwang unterliegt, sich seine Nachbarschaften und Freundschaften selbst zu gestalten und für deren Stabilität bzw. Instabilität verantwortlich zu sein.

Dabei wurden räumliche Aspekte mit einbezogen, die für Kinder, deren Aufenthalt und Lebensstruktur in Abhängigkeit von Erwachsenen stehen, wichtig sind („Verinselung“ von Kindheit). Diese beiden letzten Punkte thematisieren Aspekte der Individualisierung, die möglicherweise in Wohnprojekten überbrückt werden.

Das anschließende Kapitel befasst sich mit der Wirkung des gesellschaftlichen Wandels auf das familiäre Wohnen und mit Wohnprojekten.

2.1.2 Die Wirkung gesellschaftlicher Veränderungsprozesse auf das Wohnen

Im vorigen Abschnitt der Arbeit wurde das multifaktorielle Zusammenwirken, welches in der Moderne zum Wandel der Lebensformen, insbesondere der Familien, geführt hat, beschrieben. Bedingt durch diese Entwicklung ist es zu einem fortschreitenden Wechsel in der Art des Wohnens gekommen.

Für das Entstehen der bürgerlich-modernen Familie, das sei an dieser Stelle wiederholt, sind die Herausbildung des wohlhabenden und gebildeten Bürgertums und die im Rahmen der Industrialisierung entstandenen gesellschaftlichen Umwälzungen verantwortlich. Daraus folgt, so Meyer, die Trennung von Wohn- und Berufsstätte sowie die Herauslösung der Erwerbsarbeit, Teile der Erziehung und Ausbildung, Kranken- und Altersversorgung sowie Rechtsprechung aus dem Familienverband (vgl. Meyer 2002: 402). Das ist von Bedeutung, um die Veränderungen, welche sich daraus für das Wohnen ergeben, zu verstehen. Denn damit geht einerseits der Wandel der Raumfunktionen einher und andererseits ändert sich das Verhältnis von Öffentlichkeit und Nicht-Öffentlichkeit im Wohnraum.

Dieser Entwicklung fand nicht überall gleichzeitig und gleichermaßen statt, sondern ist von dem jeweiligen sozialen Umfeld, dem Stand, der Schicht, der Bildung, dem Wohnort (Stadt oder Land) und der Produktionsweise abhängig.

Der Rückblick auf den vormodernen bäuerlichen Haushalt ermöglicht es, den Grad der Veränderung zu begreifen. Zu diesem Haushalt zählten sämtliche dort lebende Menschen, einschließlich des Gesindes, welche sämtliche Funktionen, die im häuslichen Bereich stattfanden, egal, ob sie der Arbeit oder den persönlichen Bedürfnissen dienten, hauptsächlich

in einem Raum verrichteten. Dazu gehörte es, dass sich die Tiere ebenfalls unter diesem Dach befanden. Eine Form der Intimität, wie sie aus heutiger Sicht empfunden wird, gab es nicht. Die Trennung in Produktions- und privat-häuslichen Bereich³ sowie die Entstehung der Familie als eigene Lebensform führten also zu einer neuen Art der Aufteilung der Räumlichkeiten, die bestimmt ist durch ihre Nutzer und die dort zu verrichtenden Funktionen. Häußermann und Siebel beschreiben die Geschichte des Wohnens als ambivalent, denn sie beinhaltet Prozesse der räumlichen Ein- und Ausgrenzung.

Damit meinen die Autoren, dass diese Entwicklung einerseits zu einer Auslagerung der beruflichen Arbeit und der Verbindung mit Verwandten und Nicht-Verwandten, Gesellen, Dienstboten, Knechten, und Mägden führte sowie auch von Ereignissen wie Geburt, schwere Krankheiten, Tod und großen Feiern. Andererseits würden bestimmte Aktivitäten, Körperlichkeit und Emotionalität nicht mehr in der Öffentlichkeit stattfinden, was zur Errichtung von neuen Peinlichkeitsschwellen führte.

Letztlich würden Rollen von Bauherr, Architekt, Produzent und Nutzer auseinander fallen. Häußermann und Siebel schließen damit, dass sich vier Grundlinien des Wandels der Wohnweisen herausbilden: Die Trennung von Wohnen und Arbeiten, die Ausgrenzung von Personen, die Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit sowie die Entstehung des Wohnungsmarkts (vgl. Häußermann/Siebel, 2000:23f). Diese Aspekte sind mit den oben von Meyer genannten vergleichbar, jedoch sind sie aus wohnsoziologischer Perspektive betrachtet. Der Wandel der Lebensstile, der wie beschrieben seit der Mitte des 20. Jahrhunderts stattfindet, hat somit ebenso seinen Niederschlag in den Wohnformen gefunden. Laut Brech ist dabei eine breite Auswahl unterschiedlicher Wohnformen entstanden, gleichzeitig mit diesem Trend würde jedoch diese Vielfalt der Lebensweisen zu einer erneuten Vereinheitlichung führen, denn es gäbe ein wachsendes Bedürfnis der Menschen, ihre Identität in Gemeinschaften zu suchen.

³ Das ist eine ideelle Vorstellung vom bäuerlichen Haushalt. Auch das so genannte ganze Haus des Mittelalters, nach Häußermann und Siebel, war nicht vollkommen autark, sondern, ebenso wie in Städten, wo es erst recht nicht möglich war, sich selbst zu versorgen, von Märkten abhängig (vgl. Häußermann/Siebel, 2000:24).

Brech bezeichnet diesen Vorgang als „Vielfalt und Einheit in Ambivalenz“ und betont weiter, dass diese Entwicklung auf dem Wohnungsmarkt nicht unabhängig von den wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen ist, die, wenn sie sich ändern, so manches Wohnkonzept wieder umstoßen könnten (vgl. Brech ,2002: 24).

Zum Gestalter der eigenen Lebensbiographie zu werden, bezog sich nicht lediglich auf die persönlichen Belange wie Freundschaften, Familie, Wahl der Ausbildung oder des Berufs, sondern hatte ebenfalls Konsequenzen für die Sozial- und Arbeitsmarktpolitik. Schlagworte wie „Fördern“ und „Fordern“, wobei der Schwerpunkt auf letzterem liegt, resultierten daraus. Mit dem Rückzug des staatlichen sozialen Netzes wird dabei die Absicht verfolgt, ein hohes Maß an eigenverantwortlicher Lebensorganisation zu erreichen. Auf dem Hintergrund des zunehmend wegfallenden Halts durch Institutionen und Organisationen wie Gewerkschaften, Kirchen und Vereinen kann diese Anforderung nicht immer und nicht von allen erfüllt werden. Es geht also, so folgert Brech, in der Individualisierungsphase hauptsächlich darum, soziale „Räume“ aufzubauen, und dieses fände nicht in der Arbeitswelt oder dem öffentlichen Bereich, sondern im Privaten, im Wohnbereich, dem konkreten Lebensraum statt (vgl. Brech, 2002: 25).

Diese Gestaltung ermöglicht, positiv interpretiert, jedoch soziale Verantwortung im Sinne von Ermächtigung, abseits der öffentlichen sozialen Unterstützungssysteme. Das könnte eine Lösung gesellschaftlicher und individueller Anforderungen und Interessen gleichermaßen darstellen.

2.2 Die Entstehung von Wohnprojekten

Was aber Wohnprojekte sind und wie es zu ihrer Entstehung kam, soll im folgenden Abschnitt beantwortet werden. Eine kurze Beschreibung von Josef Bura besagt, dass Wohnprojekte eine Form der Selbsthilfe in der Wohnungsversorgung sind, deren Mitglieder sich zu Wohngruppen zusammenschließen, um gemeinschaftlich nachbarschaftsorientiert wohnen zu können (vgl. Bura, 2007, STATTBAAU-Homepage).

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein gab es Baugenossenschaften, die sich in ihren Prinzipien nicht sehr von den zurzeit gegründeten Baugemeinschaften unterschieden.

In Hamburg kann auf eine über hundertjährige Tradition genossenschaftlichen Wohnens zurückgeblückt werden.

Klassische Wohnungsbaugenossenschaften streben seit Ende der 1980er Jahre eine Zusammenarbeit mit Baugemeinschaften an, so dass es mittlerweile einige erfolgreiche Beispiele davon in Hamburg gibt. Wie sich das gestaltet, wird in einem Abschnitt über die verschiedenen Rechtsformen konkreter beschrieben.

Aus den Motiven heraus, neue Formen gemeinschaftlichen Lebens zu erproben, teilweise mit dem Anspruch, ökologisch zu bauen und zu wohnen, sind Wohnprojekte Ende der 1970er und in den 1980er Jahren aus der Bürgerinitiativbewegung entstanden. Der Wille, abseits der Parteien etwas politisch zu bewirken, traf hier auf die wohnungspolitischen Verfehlungen, die in den großen Neubau-Hochhaussiedlungen am Stadtrand sowie in den Maßnahmen zum Abriss sanierungsbedürftiger innerstädtischer Bauten ihren Niederschlag fanden. Das Thema „Wohnprojekte und gemeinschaftliches Leben“ ist in dieser Zeit noch sehr durch diese Szene geprägt als auch von radikaleren Formen, wie dem (politischen) Häuserkampf, welcher in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erregte (in Hamburg z.B. Jägerpassage und Hafestraße). So verwundert es nicht, dass Christian Farenholtz in einem Vorwort über Wohnprojekte in Hamburg zwischen 1980 und 1989 bemüht ist, Kriminalität und Gewalttätigkeit von kollektiven Wohnformen abzugrenzen. Die Legalisierung der Hausbesetzerszene wurde durch Genossenschaftsneugründungen erreicht und in der Folge wurde diese Möglichkeit der öffentlichen Förderung auch von Wohngruppen genutzt. Viele Wohngruppen waren motiviert, alternative ökologische Wohnformen zu finden und haben damit für aktuell geltende Bauvorschriften und Standards (z.B.) Niedrigenergiehäuser, Regenwassernutzung) eine erhebliche Vorreiterrolle übernommen.

Zu diesem Zeitpunkt (1989) gibt es in Hamburg bereits 28 Wohnprojekte, welche sich im privaten oder genossenschaftlichen Besitz befanden oder noch befinden, bzw. der SAGA oder der Stadt Hamburg gehörten oder gehören (vgl. Farenholtz 1989: 3). Die Möglichkeit, Wohnprojekte tatsächlich zu gründen, war erst durch die städtische Förderung gegeben, welche wiederum durch eine Abkehr von der Abrisspolitik Mitte der 80er Jahre möglich wurde. Als Mittler und Berater auf Seiten der Wohnprojekte und Baugemeinschaften fungiert dabei die Organisation STATTB AU HAMBURG GmbH. Dazu gehören Aufgaben der Projektentwicklung- und Finanzierungsberatung, wirtschaftliche Baubetreuung, Forschung sowie die Erstellung von Kontakten zu den Fachbehörden, Banken und Zuwendungsgebern und die Beauftragung und Abrechnung mit Fachfirmen, des weiteren Öffentlichkeitsarbeit, Präsentation und Austausch (Veranstalter der Hamburger Wohnprojektetage). Die Arbeitsweise ist dabei dialogorientiert und das Team interdisziplinär (vgl. Bura 2002: 9). In diesem Zusammenhang ist ebenso der WOHN BUND e.V. zu nennen, der ein landesweites

Netzwerk von wohnungspolitisch engagierten Organisationen und Fachleuten bildet, unter anderem mit dem Ziel, zur Entwicklung und Verwirklichung zeitgemäßer Wohnformen beizutragen, insbesondere die Bewohnerbeteiligung an Planung und Verwaltung zu stärken sowie die Revitalisierung der Genossenschaftsbewegung zu fördern (vgl. wohnbund-Homepage, 2008).

Über wohnbund sind bereits einige Forschungen und Studien zu Wohnprojekten veröffentlicht worden. Joachim Reinig definiert die oben aufgeführten 28 Wohnprojekte 1989 wie folgt:

1. Wohnraum und Gemeinschaftsräume werden durch Gruppen, Familien, Wohngemeinschaften oder Einzelne selbst verwaltet.
2. Spekulationsmöglichkeiten mit Gebäuden und Grundstücken sowie individuellen Besitz gibt es nicht (vgl. Reinig, 1989:3).

Der zweite Punkt seiner Definition trifft so zum heutigen Zeitpunkt nicht mehr gänzlich zu, da es mittlerweile kollektive Wohnformen gibt, in denen die Mitglieder eine Wohnungseigentümergeinschaft⁴ bilden, so genannte Baugemeinschaften, die mit und ohne Förderung verwirklicht werden können.

Dennoch ist weiterhin das Bedürfnis nach gesichertem und preiswertem Wohnraum ein wichtiger Aspekt bei der Gründung eines Wohnprojekts. Eine weitere Definition liefert Joachim Brech, der drei Kriterien für wesentlich erachtet:

Wohnprojekte zeichnen sich somit dadurch aus, dass erstens einige Haushalte bestimmte Lebensbereiche gemeinsam organisieren wollen und dabei die Gemeinschaft zweitens überschaubar bleibt sowie drittens das Prinzip der generellen Entscheidungsteilhabe gilt (vgl. Brech 2002: 25). Diese Aussage leitet dazu über, dass Wohnprojekte sich nicht ohne einen Blick auf gemeinsame Ziele, Werte und Interessen, welche über das reine Wohnen hinausgehen, beschreiben lassen.

⁴ Die Wohnungseigentümergeinschaft verbindet das Recht auf individuelles Wohnungseigentum mit der Gesamtverantwortung für das nur ideell geteilte Grundstück (vgl. Steffens 2005: 29).

2.2.1 Wohnübergreifende Ziele und Interessen

Die Ziele und Interessen, die die Gruppen darüber hinaus haben, sind unterschiedlich. Die Projekte variieren, so Joachim Brech, in der grundsätzlichen Lebensauffassung der Beteiligten innerhalb eines bestimmten Lebensabschnitts und den allgemeinen politischen Zielen, so dass für Brech daraus eine Unterteilung in drei Richtungen resultiert (unter Berücksichtigung der Wandlung der Projekte durch die fortlaufende Entwicklung):

1. Wohnprojekte mit dem Anspruch, alternative, daher nicht-konventionelle Lebensformen zu finden. 2. Wohnprojekte mit der Familie als Grundlage. 3. Quartiersprojekte (vgl. Brech, 1990: 10f). Letzteres sind Projekte ganzer bestehender Quartiere, wie sanierungsbedürftige Arbeitersiedlungen oder Werkswohnungen, und deren Bewohnern, die sich organisieren, um die in ihrem Viertel anstehenden Veränderungen nach ihren Bedürfnissen aktiv mitzugestalten. Auf diese Projekte soll in dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen werden. Wie diese Art der Kategorisierung zu beurteilen ist, soll hier nicht geklärt werden.

Es ist hinzuzufügen, dass es viele Projekte gibt, die sich dort nicht eindeutig zuordnen lassen. Da gibt es Gemeinschaften mit integrativem Charakter, welche sich zum Ziel gesetzt haben, zusammen mit Menschen, die physische und bzw. oder psychische Behinderungen haben, zu leben.

Als unkonventionelle Formen in der Weise, dass sie sich von der Normalfamilie abheben, sind nicht nur Wohngemeinschaften zu nennen, sondern ebenso Formen, die sich nach der geschlechtlichen Orientierung richten oder, unabhängig davon, eben reine Frauen – oder Männergruppen sind. Andere Projekte zielen darauf, sich in einer bestimmten Lebenssituation gegenseitig zu unterstützen sowie spontanen, emotionalen Kontakt zu erhalten. Es entstehen so nicht alleine Familienwohnprojekte (wobei zu berücksichtigen ist, dass Familienmitglieder älter werden und sich weiterentwickeln), sondern auch Gemeinschaften mit ausschließlich alten Menschen. Brech sieht hier, beispielsweise in Angeboten wie „junges Wohnen“ oder „Wohnresidenz für Alte“, eine bleibende Tendenz des Wohnungsmarkts zur Vereinheitlichung der Wohnstile bestätigt, anstatt einer Spiegelung der Vielfalt der Lebensweisen. Weiter behauptet Brech, dass Mehrgenerationswohnen eine Fiktion sei (vgl. Brech 2002: 25).

Abweichend zur obigen Einteilung in alternative oder familiale Wohnformen oder Quartiersprojekte von 1990 findet Brech 2002 eine andere strukturelle und qualitative Unterteilung neuer Wohnformen, welche schichtunspezifisch sei: Als dominante Form bezeichnet er bei etwa zweidrittel aller Projekte, das Wohnen mit Kindern und nennt an

zweiter Stelle gemeinschaftliches Wohnen im Alter. Die übrigen Wohnformen, wie Wohnen mit Behinderten, Frauen Wohnprojekte, autofreies Wohnen u.s.w., seien besser einem Programm als einer sozialen Gruppierung zuzuordnen; wenn sich beides überschneidet, sei dies eher zufällig (vgl. Brech 2002: 25). Möglicherweise lässt sich so im Vergleich zu früheren Strukturierungen ein besserer Überblick erreichen.

Gerade diese bilden sich aktuell vermehrt, da die Alterung der Gesellschaft zunehmend in das Blickfeld rückt, dabei seien besonders die betreuten Wohnprojekte erwähnt, welche eine Wohnmöglichkeit für an Demenz erkrankte, alte Menschen bieten sollen.

Andererseits entstehen Wohnprojekte, welche die räumliche Trennung der Generationen und ihre Auswirkungen gerade wieder zu brechen versuchen, die also das Zusammenleben von Jung und Alt ermöglichen möchten. Aus einer Perspektive der Stadtentwicklung nennen Britta Becher und Josef Bura Gründe, von denen hier einige genannt werden sollen, die für Wohnprojekte sprechen: Die Schaffung und der Erhalt von preiswertem Wohnraum kann durch genossenschaftliches Wohnen oder anderen gemeinschaftlichen Eigentumsformen langfristig sichergestellt werden, was im Hinblick auf die Zunahme von Armut, Luxusmodernisierung und Eigenbedarfskündigungen an Bedeutung gewinnt. Wohnprojekte können dazu beitragen, ein solidarisches Miteinander in der Stadt zu ermöglichen, in dem sie integrative Projekte bilden, wie z.B. generationsübergreifende Wohnmodelle, welche Kommunikation und nachbarschaftliche Unterstützung bieten. Außerdem verstehen Becher und Bura Baugemeinschaften als Antwort auf die Abwanderung auf das Umland, da sie eine kostengünstige Alternative in der Stadt bieten. Besonders hervorzuheben ist für die folgende qualitative Erhebung und rückblickend auf den im ersten Teil genannten Aspekt der Individualisierung, die hier als „differenzierte Lebensstile und auseinander fallende Lebenslagen“ bezeichnet werden, dass Becher und Bura Wohnprojekten zuschreiben, Funktionen und Verbindlichkeiten zu übernehmen, die Familien nicht mehr immer erfüllen (vgl. Becher/Bura, 2002: 13f).

Ein weiteres mögliches Ziel von Wohnprojekten kann es sein, Leben und Arbeiten (wieder) miteinander zu verknüpfen. Gerade bei der gewünschten Verbindung von Arbeit und Wohnen gibt es formelle Hindernisse, die dieses, bis auf Ausnahmen in Altbauten, im geförderten Wohnungsbau verhindern. Da die Gewerberäume finanziell nicht gefördert würden, müssten sie frei finanziert werden und wären dann nur zu sehr teuren Mieten zu erhalten. Die Zielfindung für das gemeinsame Wohnen ist als Teil der Planungsphase zu betrachten.

Die Planung gestaltet sich oftmals langwierig, da der Anspruch besteht, alle Entscheidungen gemeinsam zu treffen. Dadurch entstehende Konflikte, die teils mit dem Wechsel von Gruppenmitgliedern einhergehen. Diese zwingen die Gruppen jedoch zu einer Auseinandersetzung mit den Kommunikationsformen innerhalb der Gruppe, so dass solche Gruppenstrukturen (das wäre zumindest wünschenswert) nicht erst während des Zusammenlebens ausgearbeitet werden müssen. Brech schreibt über den Realisierungsprozess, er sei gewissermaßen als Vorwegnahme des späteren Lebens zu verstehen, denn konkrete Gruppenprozesse würden konstituiert, wobei die Selbsthilfe nicht nur als Mittel zur Kostenersparnis, sondern vor allem von Frauen als emanzipativer Vorgang verstanden würde (vgl. Brech, 1990: 16).

Jörg-Michael Sohn hat daraus eine Reihe von Leitlinien entwickelt, die für Wohnprojektgruppen wichtig sind. Sohn rät Gruppen:

1. Genauso viel Mühe auf die Entwicklung der Gruppe wie auf die technische Planung zu verwenden.
2. Entscheidungsstrukturen aufzubauen, bevor es zu anstehenden Entscheidungen oder Konflikten kommt. Dazu muss klar sein, wer abstimmungsberechtigt ist, wie verbindlich die getroffenen Entscheidungen für alle sind, wie Mehrheiten aussehen, ob und welche Entscheidungen schriftlich formuliert werden.
3. Die Gruppe sollte den Entscheidungsträgern vertrauen können, Entscheidungen für alle, nicht nur für Einzelne, zu treffen. Sohn geht davon aus, dass es immer eine formelle oder informelle Führungsgruppe gibt, diese sollte im Idealfall als Leitungsgruppe gewählt werden. In der Leitungsgruppe, 3 bis 5 Personen umfassend, sollten unterschiedliche Untergruppen der zukünftigen Bewohner vertreten sein, welche unterschiedliche Funktionen übernehmen.
Ebenso sollte den Vorschlägen der Fachleute vertraut werden, welche sich die Gruppe für alle möglichen Fragen heranziehen sollte, um sich nicht an Endlosdiskussionen zu verschleißen.
4. Die Verschiedenartigkeit der Menschen in der Gruppe ist zu respektieren, ohne dabei die Verbindlichkeit von Beschlüssen aus dem Auge zu verlieren. Dies ist notwendig, um eine Handlungsfähigkeit zu gewährleisten
(vgl. Sohn, 2002: 53).

Die Handlungsfähigkeit der Gruppe nach innen und außen muss sich bereits beim Erwerb des Grundstücks zeigen. Der Grundstückserwerb ist für jegliche Art von Investoren eine Hürde bei der Verwirklichung eines Bauprojekts. Es gibt zwar jede Menge unbebaute Grundstücke, doch erweisen sie oftmals Nutzungsmängel, wie z.B. eine mangelnde Lage oder verseuchte Böden. Im Vergabeverfahren von Grundstücken sind Baugemeinschaften, laut Reiner Schendel, dabei von der Stadt Hamburg nicht bevorzugt und bekommen auch nicht günstigere Preise, obwohl Wohnprojekte politisch gewünscht werden. Baugemeinschaften können aber nicht, so Schendel weiter, wie Investoren kurzfristig auf Grundstücksangebote im Höchstgebotsverfahren eingehen, denn es muss zunächst ein Gruppenprozess abgeschlossen sein, in dem die Eignung des Grundstücks festgestellt wird (vgl. Schendel: 5).

Ria Henning und Joachim Reinig schreiben noch 1993, dass es sehr schwierig sei, an Daten über das Lebensgefühl in existierenden Wohnprojekten heranzukommen und dass somit Fragen zur deren Sozialorganisation nicht ausreichend bearbeitet werden konnten. Die Diskussion und Reflexion der Erfahrungen sei aber wichtig, um eine neue Planungskultur zu erreichen und Wohnprojekte aus ihrem Schattendasein zu holen. Die Autoren verweisen darauf, dass die Autonomie der Bewohner strukturelle Schwächen dahingehend aufzeigt, dass sie viel Kraft im Regeln des Zusammenlebens, welche mit zum Teil strengen Erwartungshaltungen und sozialer Kontrolle verbunden sind, verbrauchen und dabei ein Regulativ oder ein Einblick in das Gruppenleben von außen fast völlig fehlen würde (vgl. Henning/Reinig 1993: 78f). Sicher hat sich in den letzten 15 Jahren schon etwas diesbezüglich geändert. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine 2005 erstellte qualitative Studie von Angela Sennlaub. Sie hat untersucht, wie das Zusammenleben mit Gemeinschaftsbesitz, „Wohnen mit Commons“⁵, im Wohnalltag funktioniert und welche Faktoren einen Einfluss darauf haben. Dabei hat die Autorin fünf wesentliche Thesen als Ergebnis ihrer Untersuchung herausgearbeitet, die in ihrer Gesamtheit und in Wechselwirkung für eine Akzeptanz von Wohnen mit Gemeinschaftsbesitz verantwortlich sind:

⁵ Wohnen mit Commons leitet sich von „Common Property“, also Gemeinschaftsbesitz, ab und bezeichnet eine Gruppe von Haushalten, die mindestens eine Einrichtung gemeinsam nutzen und darüber verfügen (vgl. Sennlaub, 2005: 60).

1. Gemeinschaftsbesitz braucht Gemeinschaft: Die Gruppe sollte homogen sein, nicht mehr als ein bis drei Dutzend Haushalte umfassen und es sollte ausreichend gemeinsamer und bzw. oder privater Wohnraum vorhanden sein.
2. Wohnen mit Commons ist kulturell geprägt: Die Wohnflächen sollten die kulturell übliche Größe betragen. Freiwilligkeit und Flexibilität im Umgang mit gemeinschaftlichem Besitz sowie eine räumliche Flexibilität und Mitbestimmung der Bewohner sollten gewährleistet sein.
3. Die Regulation von Privatheit und Gemeinschaft erfolgt multidimensional und flexibel: Hier sei lediglich der Aspekt hervorgehoben, dass eine *Beratung* vor allem in den ersten Jahren wichtig sei sowie die Notwendigkeit des Vorhandenseins zentraler Wohnfunktionen, sowohl privat als auch gemeinschaftlich.
4. Rechte erfordern Pflichten und
5. Wohnen in Commons grenzt sich vom Umfeld ab.

Sennlaub fasst als wesentliches Ergebnis ihrer Studie zusammen, dass Wohnen in Commons vom Funktionieren einer starken Gemeinschaft unter den Mitgliedern abhängt. Das würde den Bewohnern Sicherheit in der Alltagsbewältigung gewähren.

Sie seien Teil des Gruppengefüges, welches auf gegenseitige Präsenz und verlässliche Hilfe im Alltag angelegt sei und dies sei die Basis für eine Bereitschaft, sich mit den anderen Bewohnern über die Einrichtungen auseinanderzusetzen, ohne es als Zumutung zu verstehen. Gemeinschaftsbesitz hat dort eine Chance, so schließt Sennlaub, wo soziale Eingebundenheit im Alltag gesucht würde sowie ein höherer Unterstützungsbedarf bestünde und das träfe vor allem auf Familien mit Kindern und ältere Menschen zu (vgl. Sennlaub, 2005: 60-63).

Hier wird das Leben in Gemeinschaften also wiederum hauptsächlich auf diese zwei Gruppierungen zurückgeworfen, welche oben stehend bereits genannt wurden.

2.2.2 Rechtsformen und weitere zu beachtende Voraussetzungen

Die Rechtsform des Wohnprojekts muss bestimmt werden, damit die Gruppe im Sinne ihrer Zielsetzungen handlungsfähig wird, bzw. als Verhandlungspartner akzeptiert wird. Das bedeutet, um z.B. ein Grundstück erwerben zu können, Verträge zu schließen oder letztlich, um zu verwalten und zu vermieten, ist die formale Organisation notwendig.

Die Klärung der gemeinsamen Ziele gilt als Voraussetzung, um die passende Rechtsform zu finden. Dabei spielt es eine Rolle, ob und welche Verfügungsrechte dem oder der Einzelnen und welche der Gruppe zustehen und, so Herbst, Hoffmann und Schepers, wie weit die Haftung für das Gesamtprojekt gehen soll, ob die Nutzergruppe Einfluss auf den Zuzug neuer Mitglieder hat und zu welchen Konditionen ausscheidende NutzerInnen ihre Wohnungen veräußern dürfen. Daher sind Kriterien wie der Gründungsaufwand und die Finanzierungsmöglichkeiten, die die Rechtsform bietet, sowie die Mitbestimmungsmöglichkeiten, welche unabhängig von der Kapitalbeteiligung gleichberechtigt sein sollten, bei der Auswahl der Rechtsform zu berücksichtigen. Weitere Kriterien sind, so Herbst, Hoffmann und Schepers, die Vermögensbindung, die der Vermeidung der Spekulation dient, die Regelung des Mitgliedswechsels und die Haftungsbegrenzung, welche die persönliche Haftung einzelner Mitglieder bei wirtschaftlichem Scheitern des Projekts vermeiden soll (vgl. Herbst/Hoffmann/Schepers 1988: 31f). Bei der Gründung des Wohnprojekts stehen dabei mehrere Rechtsformen zur Auswahl. Eine ausführliche Beschreibung dieser würde zu weit vom Thema dieser Arbeit wegführen, deshalb werden sie an dieser Stelle, bis auf die Genossenschaft, da sie eine häufig gewählte Form ist, nur kurz zusammengefasst. Herbst, Hoffmann und Schepers nennen folgende Möglichkeiten:

Eigentümerin des Grundstücks und der Wohnungen kann eine juristische Person sein. Rechtliche Formen für natürliche oder juristische Personen sind die eingetragene Genossenschaft, der eingetragene Verein (e.V.) und die Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH). Die Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR) ist eine weitere Form, die (unter dem Oberbegriff „Personengesellschaft“) genossenschaftsähnliche Gestaltung ermöglicht. Dazu zählen auch so genannte Vorgründungsgenossenschaften oder Wohnungseigentümergeinschaften.

Als letztes Instrument einer sozialen Wohnungspolitik wird das Erbbaurecht genannt, welches jedoch keine Rechtsform darstellt. Der Grundstückseigentümer, das kann z.B. die Kommune sein, überlässt die Nutzungsberechtigung mit weitgehenden Verfügungsrechten der

Wohngruppe für einen bestimmten Zeitraum, dabei wird zwar kein Kaufpreis entrichtet, aber ein Pachtzins. Möglicherweise wird der Kaufpreis für das Gebäude fällig (vgl. Herbst/Hoffmann/Schepers, 1988: 33-55).

Eingangs wurde bereits auf die Möglichkeit einer Genossenschaftsgründung, bzw. auf das Wohnprojekt unter dem Dach einer vorhandenen Genossenschaft, hingewiesen. Dabei sind die Prinzipien, nach denen alte, klassische und neue Genossenschaften arbeiten, vergleichbar. Gemeinsamkeiten bestehen, laut Karthaus und Novy, in der Identität der Nutzer und Träger (Identitätsprinzip), der Stimmfähigkeit eines jeden Mitglieds, unabhängig von seinem Kapitaleinsatz (Demokratieprinzip), dem Zweck der Genossenschaft, die Interessen der Mitglieder, nicht der Allgemeinheit zu fördern (Förderprinzip), nicht der Kapitalvermehrung, sondern der Sicherung preiswerter Dienste zu dienen (Nutzungs- statt Renditeprinzip) sowie der wechselseitigen Unterstützung durch die Gemeinschaft (Solidaritätsprinzip) und der Eigenschaft der Genossenschaft, Wirtschaftsunternehmen und Sozial- und Kulturgemeinschaft zu sein, zu vereinen (Doppelcharakter). Die Differenz zwischen Alt- und Neugenossenschaften sehen Karthaus und Novy hauptsächlich darin begründet, dass klassische Genossenschaften schwerpunktmäßig Wirtschaftsunternehmen sind, während die Neugenossenschaften hauptsächlich sozio - kulturelle Funktionen erfüllen (vgl. Karthaus/Novy, 1988:13).

Weitere Gründe, die dafür sprechen, die rechtliche Form der Kleingenossenschaft zu wählen, sind, nach Josef Bura, das Fördern der Eigenverantwortlichkeit ihrer Mitglieder durch demokratische Strukturen und damit die Gewährung eigentümerähnlicher Wohnsicherheit sowie Mitsprache- und Gestaltungsmöglichkeiten auf allen Ebenen, die sich auch, über den Wohnraum hinaus, auf die Selbstverwaltung der Gebäude und die Nachbarschaft erstrecken (vgl. Bura, 2008: STATTBÄU - Homepage). Wie bereits erwähnt, besteht für Wohnprojekte die Wahl, eine Kleingenossenschaft zu gründen oder unter dem Dach einer bereits bestehenden Genossenschaft zu bauen oder zu sanieren. Letzteres müssen nicht unbedingt alte Genossenschaften sein, wie das Beispiel der Wohnungsbaugenossenschaft Schanze EG zeigt. Vor 20 Jahren wurde sie als Trägerin eines Wohnprojekts im Hamburger Stadtteil Schanzenviertel gebildet und übernahm in der folgenden Zeit für zahlreiche weitere Projekte die Funktion der Trägergenossenschaft. Die Bewohner der Projekte sind entweder als Personen oder als Organisationsform, meist als Verein, Mitglied bei der Schanze EG.

Als weitere Schwierigkeit bei der geförderten Mietwohnung erweisen sich die Belegungsbedingungen, welche dazu führen, dass nur Personen einziehen dürfen, die über einen Wohnberechtigungsschein (bisher der so genannte §5-Schein) verfügen und damit über eine begrenzte Höhe des Jahreseinkommens. Gleichzeitig muss bei der Finanzierung genossenschaftlicher Baugemeinschaften (Wohnprojekte), wie bei jeder Baufinanzierung, Eigengeld zur Verfügung gestellt werden. Das sind in Hamburg, laut STATTBAU, 10% der Gesamtkosten, jedoch mindestens 200 €, was bei 60m² etwa 12 000€Eigengeld entspricht, bei einer später zwar eigentumsähnlichen Nutzung, aber keinem Erwerb der Wohnung als privaten Eigentum (vgl. STATTBAU - Homepage, 2008).

2.2.3 Der aktuelle Stand in Hamburg

In Hamburg gibt es, laut STATTBAU, über hundert Wohnprojekte, davon befinden sich die Hälfte in Altbauten. Das könnte vielleicht den Eindruck erwecken, Wohnprojekte seien zu einer allgemein üblichen Art des Wohnens und Zusammenlebens geworden. Dem ist jedoch nicht so, da sie im Vergleich zu anderen neu erschaffenen Wohnungen nur einen Bruchteil einnehmen und die Hürden, die es bei der Umsetzung zu überwinden gilt für eine zügige Umsetzung noch viel zu hoch sind. Außerdem wissen viele Menschen nicht, was mit Wohnprojekten gemeint ist. Genaue Zahlen zu der Größe der in ihnen vorkommenden Haushalte und deren Zusammensetzung lassen sich kaum bekommen. Häufiger finden sich Zahlen, welche in Verbindung mit dem Leben in Genossenschaften stehen. So gibt es in Hamburg etwa 870 000 Wohnungen, von denen rund 670 000 Mietwohnungen sind, welche einen Anteil von etwa 130 000 Genossenschaftswohnungen haben. Diese werden von 32 klassischen und 22 jungen Genossenschaften gestellt (vgl. Bura , 2008: STATTBAU-Homepage).

Ebenfalls kann ein Überblick über die Zusammensetzung des Alters der Genossenschaftsmitglieder (klassische und junge zusammen) gegeben werden, wobei zu bedenken ist, dass nicht jede Bewohnerin und jeder Bewohner einer Genossenschaftswohnung auch Mitglied in dieser ist. Oftmals ist das lediglich der Hauptmieter und die dort lebenden Kinder sind damit meist ebenso von einer Mitgliedschaft ausgeschlossen.

Bura verwendet in einem Vortrag für STATTBAU Zahlen einer Mitgliedsbefragung von 1997, bei der 18% der Genossenschaftsmitglieder unter 20 Jahre alt sind, 8% sind 20-30 Jahre alt, 23% der Mitglieder sind im Alter von 30-50 Jahren, 29% 50-65 Jahre alt und den Schluss bilden die über 65 jährigen mit einem Anteil von 22%. Bura vergleicht diese Zahlen mit einer Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes von 2002 (vgl. Bura , 2008: STATTBAU-Homepage).

Im Jahr 2008 ist der Neubau, so ist aktuellen Zeitungsberichten zu entnehmen, von 650 weiteren Genossenschaftswohnungen geplant. Anzumerken ist, dass genossenschaftliches Bauen nicht gleichzusetzen ist mit dem sozialen Wohnungsbau, der in Hamburg stark abgenommen hat, sondern es sind sowohl frei finanzierte als auch preisgebundene Wohnungen. So schreibt Rainer Link, dass 2004 noch 2291 öffentlich geförderte Mietwohnungen gebaut wurden, 2005 und 2006 dagegen nur noch 467 und 548 Wohnungen. Gefördert würden, so Link, hauptsächlich Eigentumswohnungen und Häuser (vgl. Link: in MhM - die Zeitung, Nr.1/ 2008: 6). Nach der Wahl in Hamburg 2008 bleibt abzuwarten, was von den wohnungspolitischen Vorhaben aus dem Koalitionsvertrag von CDU und den Grünen letztlich umgesetzt wird.

3.

„Wir sind launisch und laut.“*

- Eine qualitative Studie zum familialen Leben in Wohnprojekten

Der Forschungsteil der qualitativen Studie zum familialen Leben in Wohnprojekten ist in zwei Kapitel unterteilt. Das erste Kapitel befasst sich mit der Planung und Durchführung der Erhebung sowie dem Auswertungsvorgehen, während im zweiten Kapitel die Darstellung der Ergebnisse der Interviews vorgenommen wird. Zur Einführung in diesen Teil werden zunächst einige Erläuterungen zur Auswahl des Forschungsfeldes vorgenommen. Diese Studie wird im Feld der qualitativen empirischen Sozialforschung durchgeführt, was sich folgendermaßen begründen lässt:

Marianne Schmidt-Grunert schreibt: „ Soziales Handeln und soziale Wirklichkeit sind mit einem quantitativen Instrumentarium nur teilweise fassbar. Diese vermitteln Einblicke in Ausschnitte der Wirklichkeit, aber nicht in gesellschaftliche Zusammenhänge“ (Schmidt-Grunert, 2004:20). Außerdem lässt es die qualitative Methode zu, viele Informationen weniger Befragter mit mehreren Methoden aus einer ganzheitlichen Perspektive zu beurteilen. Lamnek setzt dem entgegen, dass das quantitative Forschungsdesign zumeist viele Fälle und Informationen mit einer Methode in partikularistischer Sicht erfasst werden (vgl. Lamnek, 1995: 8). Die Auseinandersetzung mit der Individualisierungsthese und ihrer Auswirkungen auf die Entwicklung von Familien und somit auch auf die Formen des Wohnens, führte zu der Vorannahme, dass mit dem Einzug in ein Wohnprojekt, Menschen die Chance der aus Individualisierungsabläufen gewonnenen Entscheidungsfreiheit für ein bestimmtes Lebensmodell wahrnehmen. Gleichzeitig nutzen sie diesen Entwurf, um die aus der Individualisierung hervorgegangenen Risiken von Instabilität in den sozialen Kontakten und in der Nachbarschaft abzubauen sowie eine Entlastung in der alltäglichen, sozialen Lebensgestaltung und Organisation zu erreichen. Brech bringt diese beiden Aspekte auf einen Nenner mit seiner Formulierung von „Individualität in Gemeinschaft“ (vgl. Brech, 2000: 25). Die Auswahl des Forschungsfeldes begründet sich somit weiter aus den im 2. Kapitel beschriebenen Individualisierungsprozessen, denn qualitative Erhebung dient zur Beantwortung der Frage nach den subjektiven Bedingungen, die zu dieser Entscheidung führten, und ob bzw. in wie fern die Umsetzung gelingt.

* (Svantje: 6)

Dabei ist die persönliche Sichtweise der sozialen Akteure für diese Art der Befragung charakteristisch. Laut Andreas Witzel erhalten empirische Untersuchungen bzw. qualitative Interviews durch die Individualisierungsthese (vgl. Kapitel 2.1) eine neue Bedeutsamkeit, da die Möglichkeit, Handlungsergebnisse Einzelner zu verstehen, zunehmend aus der Akteursperspektive und nicht allein aus den gesellschaftlichen Bedingungen allein erfolgen kann (vgl. Witzel: 2000).

3.1 Die Planung und Durchführung der Untersuchung

Im ersten Kapitel des Forschungsteils, der sich mit der Planung und Durchführung der Erhebung befasst, werden zunächst die Fragestellung und die Ziele der Erhebung auf dem Hintergrund der im zweiten Kapitel beschriebenen theoretischen Zusammenhänge, herausgearbeitet. Im Anschluss daran erfolgt, beginnend mit einer Erläuterung der angewandten Forschungsmethode, dem problemzentrierten Interview, der Abschnitt zur Auswahl der Befragten. Anschließend sind die Gestaltung der Interviews sowie die soziodemographischen Daten der Befragten beschrieben, wovon letztere tabellarisch zusammengefasst wurden. Die Erläuterungen zur Transkription sind dem Auswertungsvorgehen vorangestellt

3.1.1 Die Zielsetzung und die Fragestellung der Erhebung

Die qualitative Forschung ist durch Offenheit gekennzeichnet. Das bedeutet, so Lamnek, dass eine Hypothese erst im Verlauf der Untersuchung selbst erzeugt wird. Der Forscher entwickelt dabei eine, anhand der empirischen Ergebnisse ergründete, für Modifikationen zugängliche Forschungsfrage (vgl. Lamnek, 1995: 203). Daraus abgeleitet basiert die Studie auf einem theoretischen Konzept (Vorannahmen), das aus der Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen Theorien resultierte (vgl. Kapitel 2.). Ziel der Erhebung ist es, anhand der Befragung die Sichtweisen und das alltagsweltliche Handeln von Bewohnern verschiedener städtischer Wohnprojekte und in Familien nachzuvollziehen. Es stellt sich die übergreifende Frage, ob das Leben in einem Wohnprojekt für Menschen in Familien Wege zur Bewältigung von Individualisierungseffekten aufzeigt.

Um Aufschluss darüber zu erlangen, braucht es konkrete Hinweise auf die Lebensgestaltung in Wohnprojekten, die in Form von Interviews ermittelt werden.

Genauer wird somit in der qualitativen Studie der Frage nachgegangen, ob und wie die in Wohnprojekten lebenden Familienangehörigen sich dort ihre sozialen Beziehungen kreieren und mit diesem Handeln möglicherweise eine familienübergreifende Kooperation zustande kommt. Außerdem soll überprüft werden, ob somit die Wandlungen im Lebenslauf und die unterschiedlichen Phasen, in die die Familien eintreten, beeinflusst werden. Eine Vermutung dazu wäre, dass diese Prozesse durch das gemeinschaftliche Leben im Wohnprojekt besser gestaltet bzw. abgefedert werden können.

Darunter ordnen sich zahlreiche Fragen, welche detaillierter die Gestaltung des Zusammenlebens und das Lebensgefühl in Wohnprojekten zu klären helfen sollen:

Wie wird soziale Kooperation und Unterstützung in der Organisation des Alltags in Wohnprojekten umgesetzt? Welche Wege wurden oder werden dort entwickelt, um soziale Kooperationen zu schaffen? Es soll weiter erhoben werden, welche Erwartungen und Bedürfnisse am Anfang der Mitgliedschaft im Wohnprojekt standen und was davon wie umgesetzt wurde. Was hat sich dabei möglicherweise für die einzelnen Familienmitglieder geändert?(z.B. Können „Verinselungstendenzen“ für Kinder abgemildert werden?) Weiter ist von Interesse, wie be- oder entlastend das Leben in Wohnprojekten für Familien bzw. Menschen mit Kindern ist. Es soll ermittelt werden, welche Konflikte im gemeinschaftlichen Leben entstehen können und wie der Umgang damit ist. In Erfahrung zu bringen ist, wie flexibel sich die lebenslaufbedingten

Veränderungen in das Wohnkonzept einpassen. Es soll sich damit befasst werden, in wie weit in Wohnprojekten ein Arbeitsfeld für soziale Berufe besteht. Kann eventuell eine neue private Lebensform nachgewiesen werden, in der die eigentlich den Familien zugeordneten Funktionen von der Lebensgemeinschaft übernommen werden? Zu betrachten wäre, wo sich die Grenzen ziehen zwischen privatem, familialem Leben und öffentlichem Wohnprojektleben, und wie öffentlich das überhaupt ist? Das wirft zuletzt die Frage danach auf, in wie weit das Wohnprojekt mit seinen Bewohnern ein System ist, das sich nach außen abgrenzt.

Die Strukturierung der Fragen erfolgt über die methodische Bearbeitung, die in den nächsten Abschnitten erläutert wird.

3.1.2 Die angewandte Methode der Erhebung

Im folgenden Abschnitt soll die angewandte Methode der Erhebung, das problemzentrierte Interview, dargestellt werden.

Den Begriff des problemzentrierten Interviews prägte Andreas Witzel 1982/1985.

Danach handelt es sich um ein Verfahren, das unter Zuhilfenahme einer Methodenvielfalt (qualitatives Interview, Fallanalyse, biographische Methode, Gruppendiskussion) einen gesellschaftlich Problembereich von verschiedenen Seiten analysiert (vgl. Lamnek, 1995: 74). Dem ersten Teil der Studie konnte entnommen werden, dass sich nicht alle Menschen bzw. nicht kontinuierlich oder nicht in allen Bereichen den Herausforderungen, die durch die neue gesellschaftliche Struktur gegeben sind, stellen können. Besonders Familien sind dabei einer Zerreißprobe zwischen gewünschter Stabilität und Sicherheit bei gleichzeitiger Flexibilität und Wandel ausgesetzt, die dazu führt, dass diese ihre Funktionen immer weniger wahrnehmen können oder wollen. Teilweise verhindern diese Bedingungen die Entstehung einer Familie bzw. das Elternwerden schon im Vorwege. Es liegt somit ein gesellschaftliches Problem vor, für das sich Wohnprojekte, das ist prüfenswert, als Lösungsmöglichkeit oder alternative Form der Bewältigung anbieten. In Fachkreisen werden unter dem Begriff „problemzentriertes Interview“ alle Formen von offenen, halbstrukturierten Befragungen zusammengefasst bzw., er wird als Einzelmethode herausgenommen. So wie letztgenannt, als Einzelmethode, wird das problemzentrierte Interview (im Weiteren =PZI) in dieser Studie angewendet. Im Folgenden wird die Methode genauer erläutert.

Im Vergleich zu anderen qualitativen Interviewformen basiert das PZI auf dem Vorhandensein eines theoretisch – wissenschaftlichen Konzepts, welches zur jeweiligen Studie erarbeitet wird. Witzel bezeichnet es als das unvermeidbare und damit offen zu legende Vorwissen, das in der Erhebungsphase dem heuristisch-analytischen Rahmen für Frageideen im Dialog zwischen Interviewer und Interviewtem dienen würde. Dabei sei im Erhebungs- sowie im Auswertungsprozess der Erkenntnisgewinn als induktiv-deduktives Wechselverhältnis zu organisieren (vgl. Witzel, 2000). Das heißt, die Vermutungen über die soziale Wirklichkeit dürfen den Forscher nicht für die tatsächlichen Verhältnisse blind machen (vgl. Lamnek, 1995: 199). Das nötige theoretische Hintergrundwissen wurde im ersten Teil der Studie dargestellt (vgl. Kapitel 2.). Es wird somit, laut Marianne Schmidt-Grunert, eine Fokussierung der Aussagen in doppelter Hinsicht erreicht, in dem *subjektive* Aussagen zu bestimmten Lebensbereichen festgehalten würden, in denen gleichermaßen *kollektive*,

also allgemein gesellschaftliche Verhaltensmuster zu erkennen seien (vgl. Schmidt-Grunert, 2004:41). Lamnek fügt an, dass dadurch für den Forscher die Chance auf Modifikation der theoretischen Konzepte bestehen würde (vgl. Lamnek, 2005: 364). Auf dieser Grundlage beruhen, nach Witzel, die drei Prinzipien des PZI (vgl. Witzel, 1995: 231ff):

1. Die *Problemzentrierung*: Ausgangspunkt der Forschung ist ein gesellschaftlich relevantes Problem, wobei die vorher erzeugten Erkenntnisse vom Interviewer dazu genutzt werden, die Ausführungen der Befragten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen. Gleichzeitig werden damit Forschungsgegenstand und Fragestellung weiter eingegrenzt und präzisiert.
2. Die *Gegenstandsorientierung*: Der Schwerpunkt liegt auf der Unvoreingenommenheit und Flexibilität der Methode gegenüber dem Gegenstand der Forschung. Der Interviewer sollte sich daher von den vorgefundenen Begebenheiten leiten lassen. Witzel betont hier nochmals die Möglichkeit einer Methodenkombination.
3. Die *Prozessorientierung*: Der gesamte Forschungsablauf einschließlich Vorinterpretation ist am Verlauf orientiert. Insbesondere in der Kommunikation mit dem Interviewten, z.B. Motivation zur Selbstreflexion durch Nachfragen, wie auch in der Auswertung wird ständig reflektiert.

Damit würde, so Schmidt-Grunert, erreicht, offen dafür zu sein, neue Erkenntnisse in den Untersuchungsprozess einzubeziehen (vgl. Schmidt-Grunert,2004: 42).

Die Durchführung des PZI wird durch Zuhilfenahme von vier Instrumenten ermöglicht, welche, laut Witzel, der vorgeschaltete Kurzfragebogen, der Leitfaden, die Tonaufzeichnung und das Postskriptum wären, die im Folgenden näher betrachtet werden (vgl. Witzel, 1995: 236f):

Mit dem *Kurzfragebogen* werden einige Sozialdaten abgefragt, um damit einem Frage-Antwortschema zu Beginn des Interviews zu entgehen; das ermöglicht die volle Konzentration auf die persönliche Sichtweise des Befragten. Oftmals wird der Kurzfragebogen als Gesprächseinstieg genutzt. Helfferich empfiehlt jedoch eine nachträgliche Datenerhebung im Kurzfragebogen (vgl. Helfferich, 2005: 162). Diese Untersuchung schließt sich der Empfehlung an.

Der *Leitfaden* wird dazu genutzt, das gesamte Themenspektrum des Problembereichs in Einzelaspekte eingeteilt zu erfassen.

Es steht jedoch die Entwicklung des Gesprächs im Mittelpunkt, so dass der Leitfaden dieses als „Hintergrundfolie“ begleitet. Das Vorgehen bei der Leitfadenerstellung durch das SPSS-Prinzip (Sammeln, Prüfen, Sortieren und Subsumieren) richtet sich in dieser Erhebung ebenso nach Cornelia Helfferich (vgl. Helfferich, 2005: 161-169). Durch die Strukturierung soll die Befragung überschaubar und nachvollziehbar bleiben, ohne dabei die Offenheit des Interviews aus dem Auge zu verlieren und den narrativen Charakter zu berücksichtigen. Dabei galt es, eine Vielzahl von Fragen, die sich der in Kapitel 3.1.1 aufgeführten Fragestellung unterordnen, in eine für Interviewer und Interviewten nachvollziehbare Weise zu strukturieren. Unter Zuhilfenahme der Methode von Helfferich wurde so ein tabellarischer Leitfaden entwickelt, der sich in drei Fragekomplexe gliederte:

1. Erwartungen und Bedürfnisse, die mit dem Leben im Wohnprojekt verknüpft sind
2. Gemeinschaftliches Leben, gegenseitige Unterstützung und die Kommunikation betreffende Aspekte
3. Fragen, die die Lebenslauf bezogenen Veränderungsprozesse betreffen.

Den Abschluss bildeten Bewertungsfragen und weitere dem Befragten wichtige Aspekte zum Thema. Diesen erzählgenerierenden, jeweils offen formulierten Fragen wurden in der zweiten Tabellenspalte Begriffe zur Überprüfung zugefügt (als „check“, ob etwas erwähnt wurde). In der dritten Spalte wurden konkrete Fragen, die zu diesem Themenkomplex gehören, formuliert und in der letzten Tabellenspalte Aufrechterhaltungs- und Steuerungsfragen eingesetzt.

Im Gespräch werden, so Lamnek, Verständnis erzeugende Techniken angewendet, wie z.B. Zurückspiegelungen und Verständnisfragen (vgl. Lamnek, 1995: 76). Ad-hoc-Fragen dienen dazu, Themengebiete zu erfragen, die nicht erschöpfend durch die Anwendung der übrigen Methoden beleuchtet wurde. Sie werden also, so Witzel, ad-hoc formuliert im geeigneten Interviewabschnitt vom Forscher verwendet (vgl. Witzel, 1982: 106).

Der Kurzfragebogen sowie der zur Anwendung erstellte tabellarische Leitfaden sind dem Anhang zu entnehmen. Das dritte Instrument des PZI, die *Tonbandaufzeichnung*, hat den Vorteil, den gesamten Gesprächskontext zu erfassen, einschließlich der Rolle des Interviewers, der sich damit auch voll auf das Gespräch konzentrieren kann. Diese Funktion werde ich mit Hilfe eines Diktiergeräts erfüllen. Um die Analyse zu gewährleisten, werden die Interviews anschließend vollständig transkribiert und im Sinne des Datenschutzes der Befragten dabei anonymisiert. Die für die Verschriftlichung angewendeten Regeln sind dem Kapitel zur Durchführung der qualitativen Untersuchung zu entnehmen. Das Postskriptum (Postkommunikationsbeschreibung) hat die Funktion, im Anschluss an das Interview wichtige

Daten zu liefern, die das Verständnis einzelner Gesprächsteile erleichtern. Lamnek fügt an, dass es sich dabei z.B. um Informationen aus Gesprächen handeln kann, die stattfanden, als das Tonband nicht eingeschaltet war, oder andere Rahmenbedingungen wie Musik, Störungen oder nonverbale Reaktionen des Interviewten (vgl. Lamnek, 2005: 367).

3.1.3 Auswahl der Befragten und Gestaltung der Interviews

Da es sich in der Fragestellung um die Gestaltung der sozialen Kontakte und Unterstützungssysteme von Familien in Wohnprojekten handelt, werde ich, ausgehend von den im zweiten Kapitel angestellten Überlegungen zur Definition von Familie (u.a. Nave-Herz), als Befragungskriterium festlegen, dass mindestens zwei Generationen im Haushalt vertreten sein sollen. Damit grenzt sich die Untersuchung von allen kinderlosen Lebensformen ab, schließt jedoch die verschiedenen familialen Lebensformen mit ein. Es sollen nicht nur subjektiv unterschiedliche Perspektiven erfasst werden, sondern es werden auch Eindrücke aus verschiedenen Wohnprojekten gesammelt. Diese Auswahl verschiedener Projekte sollte eine größere Vielfalt der Erfahrungen aus den Wohnprojekten gewährleisten. Wie allgemein üblich für Diplomarbeiten sollen sechs Interviews durchgeführt werden. Der Zugang zu den Befragten, welche die oben genannten Kriterien erfüllen, wurde über persönliche Kontakte zu einigen Menschen, die in Wohnprojekten leben, per „Schneeballsystem“ (Helfferich, 2005:156) ermöglicht. Da es sich um informelle Kontakte handelt, ist keine Sicherheit garantiert, dass alle relevanten Daten tatsächlich erfasst werden können. Nach Lamnek ist besonders darauf zu achten, in der Befragungssituation eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen und dem Interviewten Vertraulichkeit und Anonymität zuzusichern (vgl. Lamnek, 1995: 93). Das kann z.B. in der vertrauten Umgebung, wie der Wohnung der Befragten oder einem Gemeinschaftsraum, sein. Möglicherweise ist das Einzelnen zu intim, deshalb ist der Ort vorzuziehen, den die Befragten selbst vorschlagen. Laut Lamnek wirkt die Alltäglichkeit des Orts kompensierend auf die ungewöhnliche Interviewsituation, was ebenso für die Art der Befragung gilt, die, um die Situation natürlicher zu gestalten, in Sprache und Denkstruktur dem Befragten angepasst sein sollte. Dabei ist der Befragte derjenige, der sich als Experte fühlen sollte und es auch ist (vgl. Lamnek, 1995: 95,99). Der Datenschutz und die Verwertung des Datenmaterials werden durch eine Einwilligungserklärung abgesichert (Beispiel im Anhang).

3.1.4 Beschreibung der Befragten und der Wohnprojekte

Die auch als Sample bezeichnete Beschreibung der Interviewten und der von ihnen bewohnten Projekte ist Inhalt des folgenden Abschnitts. Es wurden insgesamt sechs Personen befragt, entsprechend der Anzahl von Einzelfällen, die mindestens für eine qualitative Befragung vorhanden sein sollten. Die interviewten Personen leben in sechs verschiedenen Wohnprojekten, die sich in zentral gelegenen Stadtteilen Hamburgs befinden (Bezirke: Altona und Eimsbüttel). Befragt wurden ein Mann und fünf Frauen. Die einzige Voraussetzung, welche an die Befragten bezüglich der Familienform gestellt wurde, war, dass zumindest zwei Generationen, also mindestens ein Elternteil mit Kind oder Kindern bzw. Jugendlichen im Haushalt leben. Diese Voraussetzung wurde von den Befragten erfüllt. Zwei Personen waren Alleinerziehende, die anderen leben mit Partner. Der Kontakt zu den Befragten wurde, wie in der Planung beschrieben, informell, in Form des „Schneeballsystems“ über Bekannte hergestellt, die in Wohnprojekten leben und diese vermitteln konnten. Die Interviews wurden zwischen März und April 2008 durchgeführt und mit einem Diktiergerät aufgezeichnet. Damit sich die Befragten in der Interviewsituation wohl fühlten und somit Vertrauen fassen und unbefangen sprechen konnten, wurden die Interviews dort durchgeführt, wo es die Befragten vorzogen (vgl. Kapitel 2.1.3). Dabei sollte ein möglichst ungestörter (Zeit)- Raum zur Verfügung stehen. Die Kinder sollten beispielsweise nicht unbedingt anwesend sein, was aber einmal nicht möglich war. Bei einem Interview war zeitweilig der Partner der Befragten mit einbezogen. Ein Interview wurde auf Vorschlag des Interviewten aus organisatorischen Gründen bei mir zu Hause durchgeführt. Vier Befragungen fanden in den Wohnungen bzw. Wohnküchen der Interviewten statt. Ein Interview wurde, ebenfalls auf Vorschlag der Befragten, im Gemeinschaftsraum des Wohnprojekts vorgenommen. Die jeweiligen Interviewpartner und Partnerinnen sind über den Zweck des Interviews und in Kurzform über mein Frageanliegen informiert worden. Sie wurden darauf hingewiesen, dass alles, was sie zu dem Thema zu erzählen haben, für die Forschungsarbeit von Bedeutung sein kann. Die Dauer der Interviews betrug 1 bis 1,5 Stunden.

Eingangs war die Einwilligungserklärung zu geben. Darin wurde auch die Anonymität der Berichte zugesichert. Abschließend wurde ein Kurzfragebogen ausgefüllt. Die Blankovordrucke der Einwilligungserklärung und des Kurzfragebogens sind im Anhang zu finden.

Das Interviewerverhalten soll an dieser Stelle kurz kritisch reflektiert werden.

Die teilweise freien Frageformulierungen mit dem Ziel, das Gespräch natürlich zu gestalten, oder die gerade auch bei den Ad-hoc-Fragen unvermeidbar waren, waren nicht immer offen formuliert. Gelungen ist es manchmal, mit Spiegelungen die Befragten auf neue Aspekte zu bringen oder einfach Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Wenn ein Thema von den Befragten angesprochen wurde, welches chronologisch auf dem Interviewleitfaden erst für später vorgesehen war, wurde das Thema vorgezogen. Das erforderte Konzentration vom Interviewer, kein Thema zu vergessen, was überwiegend gelang.

Die offene Anfangsfrage, die dazu dienen sollte, die Erwartungen und Ziele, die die Interviewten für das Wohnen im Wohnprojekt hatten zu erfassen, wurde bei einem Interview zum Einstieg in die ausführliche Beschreibung der früheren Situation im Haus, vor der Entstehung der dort aktuellen Bewohnerschaft. Vermutlich war diese Interviewte innerlich noch stärker mit den damaligen Erlebnissen befasst. Das war zwar ein interessanter Bericht, führte jedoch etwas vom Thema weg. In solchen Situationen habe ich nicht immer gleich eingegriffen und die Befragten zum Thema zurückgeführt, weil ich Unterbrechungen vermeiden und den Gedankenfluss nicht stören wollte. Die Befragten brachten so dann später oft neue Aspekte des Themas ein oder kamen auf die ursprüngliche Frage zurück. Die Frage zur subjektiv eingeschätzten Häufigkeit von Menschen aus sozialen und medizinischen Berufen, die in Wohnprojekten leben, hatte sich erst in einem Interview entwickelt. Die soziodemographischen Daten sind über den Kurzfragebogen erfasst worden. Es folgt eine Darstellung dieser Datenerhebung in tabellarischer Form.

Tabellarische Übersicht der Ergebnisse des Kurzfragebogens:

Name/ Alter im Jahr 2008	Geschlecht	Beruf	Familienform	Anzahl der Kinder
1.) Tom 42 Jahre alt	männlich	Biofachverkäufer	Verheiratet und zusammenlebend	3 Kinder
2.) Vera 44 Jahre alt	weiblich	Sozialpädagogin	Alleinerziehende (geschieden)	1 Kind
3.) Lisa 46 Jahre alt	weiblich	Erzieherin	Alleinerziehende (Vater der Kinder verstorben)	2 Kinder
4.) Svantje 36 Jahre alt	weiblich	Außenhandelskauffrau- z.Z. Flugbegleiterin und Teilzeit Soziologiestudentin	„Patchwork“/ Restrukturierte	2 Kinder + 1 Kind von voriger Beziehung des Mannes (oft zu Besuch)
5.) Marie 41 Jahre alt	weiblich	Krankenschwester, Gestalttherapeutin, Yogalehrerin	verheiratet	4 Kinder
6.) Julia 39 Jahre alt	weiblich	Physiotherapeutin	Ledig, lebt mit Partner/ Kindesvater zusammen	1 Kind
Alter der Kinder	Vorige Wohnerfahrung	Seit wann im Wohn-Projekt lebend	Seit wann besteht das Wohnprojekt	Ziel/ Motto des Wohnprojekts
1.) 4J., 5 J. und 12 J.	Wohngemeinschaft, Genossenschaft	2 Jahre	1995	Bezahlbares Wohnen
2.) 17 J.	Wohngemeinschaft, Wohnprojekt	3,5 Jahre + Gründungsmitglied	2005	Stadtteilbezug, Wohnen mit Kindern (Kulturbezug)
3.) 14J., 16J.	Wohngemeinschaft	3,5 J. Altmieterin + Gründungsmitglied	2005	Bestandserhalt + Kollektives Wohnen
4.) 7, 11, 11 J.	Bauwagen, Wohnprojekt, Wohngemeinschaft, Genossenschaft	4 Jahre Gründungsmitglied	2004	Gemeinsam Leben- Alles andere entwickelt sich
5.) 9,8,4,1 J.	Wohngemeinschaft, Genossenschaft	1,5 Jahre Gründungsmitglied	2006	Junge + alte Menschen zusammen
6.) 3 J.	Wohngemeinschaft	¾ Jahr	2004	Keines (Es bestand allerdings eine Vorgabe, gemeinsame Gertennutzung mit einem zweiten Projekt zu betreiben)

3.1.5 Die Erläuterungen zur Transkription

Alle Interviews sind vollständig transkribiert worden. In einem Interview sind stärkere Abweichungen vom Thema, so dass diese Teile bei der Verschriftlichung ausgelassen wurden. Die Schreibweise der Transkription soll hier kurz dargestellt werden:

Ein Querstrich verweist dabei auf Unterbrechungen im Satz und Redefluss oder durch z.B. Räuspern als Planungspause (daher /ähm/). In Klammern stehen kursiv geschriebene Anmerkungen der Forscherin zum näheren Verständnis z.B. der Situation oder des Inhalts. Doppelklammern umfassen Mimik oder andere Äußerungen, wie z. B. lachen, d.h. ((lachen)). Unterstrichene Passagen oder Worte bezeichnen besondere Betonungen bzw. mit Nachdruck gesprochenen Worte. Auseinander gezogene Worte stellen ein gedehnt, nachdenklich ausgesprochenes Wort dar. Zwei Punkte verweisen auf eine kurze Pause, während drei Punkte eine lange Pause kennzeichnen. Klammern um Leerstellen sind unverständliche Teile. Klammern um drei Punkte sind Auslassungen. Alle Namen und Ortsbezeichnungen sind anonymisiert.

3.1.6 Das Auswertungsvorgehen

Je nach Art der qualitativen Datenerhebung sowie in Bezug zur jeweiligen Fragestellung und theoretischen Zielsetzung kommen Elemente verschiedener Auswertungsmethoden zur Anwendung. Es ist, laut Lamnek, nicht von einer einheitlichen Auswertungsmethode auszugehen, da in der qualitativen Sozialforschung kein Konsens über eine bestimmte solche herrscht, so dass die Entwicklung einer Analysemethode angestrebt wird, die auf die jeweilige Untersuchung zugeschnitten ist (vgl. Lamnek, 1995: 114). Die Methode der Interpretation und Analyse der Interviews zur vorliegenden Studie bedient sich somit in Teilen Verfahrensweisen, welche sich bei Andreas Witzel und Marianne Schmidt-Grunert wiederfinden. Außerdem orientiert sich die Analyse an der qualitativen Inhaltsanalyse von Philipp Mayring und der interpretativ-reduktiven Analyse Siegfried Lamneks sowie an weiteren, bei der Analyse zu berücksichtigenden Schritten aus dem Reader eines Forschungsseminars an der HAW von Frauke Schwarting.

Andreas Witzel führt einige Aspekte zur Inhaltsanalyse von qualitativen Erhebungen aus: Die Bedeutung von Begriffen kann bei Befragtem und Analytiker durch unterschiedliche Alltagsmitgliedschaften oder Sozialtypus voneinander abweichen. Der Sinngehalt ist dann nicht wörterbuchgemäß zu erfassen. Weiter bezieht er sich im Folgenden auf Ritsert (1972), wenn er schreibt, dass es sich, bei einer rein empirischen Vorgehensweise der Interpretation in der Analyse von Textelementen, als schwierig erweist, den Sinnzusammenhang des gesamten Textes zu erhalten. Unbedeutend erscheinende Textstellen könnten sich beispielsweise im Zusammenhang als bedeutsam erweisen. Ebenso wie bedeutsame Textstellen sind die möglicherweise unerwähnten Aussagen zu beachten sowie auch die Bedeutung latenter Sinngehalte. Diese erlangen ihre Bedeutung oft erst im Rahmen des gesellschaftlichen Kontextes, oftmals vom Befragten unbewusst verwendet (vgl. Witzel, 1982: 51). Schmidt – Grunert schreibt, dass die Suche nach „latenten Sinnstrukturen“ möglicherweise den Blick auf die realen, unmittelbaren, den Alltag erstellenden Strukturen erschwert oder verhindert (vgl. Schmidt-Grunert, 2004: 32).

Laut Lamnek sollten die Aussagen der Befragten nicht „analytisch in Merkmalsausprägungen zergliedert“ werden, sondern in ihrer Gesamtheit erfasst werden (vgl. Lamnek, 1995:201).

Bei verschiedenen Autoren sind in der Regel vier Phasen der Auswertung zu finden: Die Transkription, die Einzelanalyse, die generalisierende Analyse und die Kontrollphase. Einige Aspekte, die für die Analyse wichtig sind, sollen im Folgenden genannt werden.

1.) Einzelanalyse:

Nach Witzel ist der erste Schritt der Textinterpretation, die verschiedenen Schwerpunkte des im Interviewleitfaden festgehaltenen und zusätzlich vom Befragten genannten Themen und Problemfelder zu identifizieren, so genannte „thematische Felder“. (vgl. Witzel, 1982: 110). In der qualitativen Inhaltsanalyse, nach Mayring, werden die Textstellen aus den jeweiligen Themenbereichen paraphrasiert und diese generalisiert. Dabei werden die Paraphrasen immer weiter reduziert durch Selektion und Streichung bedeutungsgleicher Aussagen, Bündelung, Konstruktion und Integration. Diese neuen Aussagen werden dann als Kategoriensysteme zusammengestellt und es erfolgt eine Rücküberprüfung am Ausgangsmaterial (vgl. Mayring, 1991:211). Ergänzend zum Vorgehen in der Einzelanalyse führt Lamnek an, dass, durch die schrittweise Reduzierung auf die prägnantesten Textstellen aus dem Transkript, „ein neuer, stark gekürzter und konzentrierter Text“ entsteht (vgl. Lamnek, 1995:109). Laut Witzel ist zunächst die Einzelanalyse als „Satz - für -Satz-Analyse“ durchzuführen, um den Inhalt zu erfassen. Des weiteren sollen methodische Kommentierungen den Hintergrund der Situation,

in der der Text entstand, beleuchten, dazu gehören die Art und Weise der Kommunikation der Gesprächsbeteiligten sowie die Auswirkung problematischer Intervieweingriffe zu beurteilen (vgl. Witzel, 1995: 243). Hierzu sind sicherlich die nach den Interviews angefertigten Postskripts hilfreich. Von dem vorgesehenen weiteren Schritt der Diskussion mit einem Forschungsteam (Kontrollphase) musste aus gegebenen Umständen abgesehen werden.

2.) Generalisierung:

Als letzte Stufe der Datenaufbereitung nennt Witzel die vergleichende Systematisierung, die durch die Erfassung aller einzubeziehenden Aspekte und Bedingungen der untersuchten Problembereiche auf kollektive Deutungs-Handlungsmuster zielt, gewonnen durch einen Vergleich der interpretierten Einzelinterviews (vgl. Witzel, 1995: 244). Die Ursachen, Phänomene, Interaktionen und Handlungen der aus den Einzelanalysen gewonnenen Erkenntnisse werden auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin untersucht (Minimal- und Maximalkontrastierung). Es werden, so Lamnek, wenn es möglich ist, durch diese Bearbeitung in der Generalisierung *Typen* gebildet (vgl. Lamnek, 1995: 118).

Lamnek fasst zusammen, wenn er beschreibt, dass es gilt, aus der naturalistischen, quasi-alltagsweltlichen Erhebungssituation eine Struktur von Handlungsmustern zu erstellen. Dieser Vorgang zeichne sich, so Lamnek weiter, durch zwei Phasen aus:

1.) Die alltagsweltlichen Deutungen und Bedeutungszuweisungen nachzuvollziehen und 2.)

Die typisierende Errichtung eines Musters (vgl. Lamnek, 1995: 202).

Aus den berücksichtigten Analysemethoden wurde folgendes Auswertungsvorgehen entwickelt:

Die Einzelanalysen erfolgten in der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung. Jede Auswertung begann mit einem Rückblick auf das Sample der Interviewten, der Beschreibung der ersten Eindrücke vom Interviewverlauf (Postskript), einschließlich einer kritischen Reflektion des Interviewerverhaltens. Der Interviewleitfaden wurde bereits in drei Themenkomplexe gegliedert, die anhand der Untersuchungsfragen gebildet wurden. Der Interviewleitfaden wurde somit zum Leitfaden bei der ersten Erfassung von Themeninhalten, also dem, *was* ausgesagt wurde. Mit Unterstützung dieser Vorgaben ließen sich die Themenfelder bzw. Fragestellungen identifizieren und mit Hilfe der „Satz - für- Satz-Analyse“ der Interviews erfassen. Auf diese Art wurden zunächst anhand des Interviewleitfadens und der Inhalte, die sich im Gespräch entwickelten, mehrere Themenbereiche pro Interview unterschieden, diesen wiederum jeweils eine Farbe zugeordnet

und die Transkriptionen der Interviews farblich-thematisch markiert. Im nächsten Schritt wurden die zum Themenfeld erfassten Abschnitte paraphrasiert und für die Einzelinterviews tabellarisch aufgeführt. Vom Inhalt ähnliche Textstellen, Wiederholungen und Zusammenhänge wurden festgehalten und zusammengefasst sowie das Ergebnis dieses Prozesses auf das Abstraktionsniveau generalisiert. *Wie* diese Aussagen gemacht wurden, also die Art und Weise, sowie die Struktur der Vermittlung der Aussagen wurden parallel dazu untersucht. Dies war nötig, um ein möglicherweise relevantes Resultat daraus mit einbeziehen zu können. Zu beachten war dabei der Sprech- und Akteursmodus (z.B. beschreibend, argumentativ, erleidend) sowie möglicherweise verwendete zentrale Begriffe, wie in-vivo-codes, Vagheitspartikel, Metaphern, Wort-Neubildungen und/oder Zitate. Einzelne narrative Erzählzapfen wurden auf ihre Bedeutung hin überprüft und konnten, wenn nötig, isoliert betrachtet werden (vgl. Schwarting, 2006).

Bei Unklarheiten der Bedeutung, die sich erst durch das Anhören der Betonung einordnen ließ, konnte die Aufnahme zur Hilfe genommen werden. Es entstanden so mehrere auf diese Art bearbeitete Themenbereiche, die bei der Auswertung Berücksichtigung fanden. Der Bearbeitungsschritt der Einzelanalysen wird nicht dokumentiert, sondern seine Ergebnisse sind Bestandteil der folgenden Generalisierung. Die in der Weise bearbeiteten Themen der Einzelinterviews wurden dann für die Generalisierung alle den Themenfeldern, die sich aus den vorausgehenden Analyseschritten ergaben, zugeordnet, so dass sich unterscheidbare, vergleichbare oder isolierte Typen von Aussagen, Informationen, u.s.w. herauskristallisierten. Mögliche Ursachen für die auftretenden vergleichbaren oder unterscheidbaren Phänomene wurden, wenn es begründbar schien, interpretiert. Eine umfangreiche Typisierung war in Anbetracht der geringen Zahl der Befragten und der inhaltlichen Vielfalt nur bedingt möglich. Sie konnten aus der Gesamtheit der Arbeitsvorgänge resultierend drei großen Themenblöcken zugeordnet werden. Die Ergebnisse aus jedem Bereich wurden mit Ankerzitaten bzw. zitierten Passagen aus den Interviews versehen, welche mit dem in Klammern versehenen Pseudonym des Befragten und der Seitenzahl aus dem dazugehörigem transkribierten Interview belegt wurden. Die aus dieser Bearbeitung resultierenden Ergebnisse werden im folgenden Kapitel dargestellt.

3.2 Darstellung der Ergebnisse

Die Darstellung der Auswertungsergebnisse ist in drei Kapitel bzw. Kategorien gegliedert. Das erste beschäftigt sich mit den Zielen und Erwartungen der Befragten. Im zweiten Kapitel geht es um die gemeinschaftlichen Aktivitäten, die Kommunikation und die Gewährung von Hilfen innerhalb des Wohnprojekts, während sich das dritte Kapitel genauer mit jenen Auswirkungen dieser Faktoren auf Eltern und Kinder befasst sowie den Wechselwirkungen von Veränderungsprozessen in den Familien und dem Leben im Wohnprojekt. Jedes dieser drei Kapitel ist für sich, soweit es sinnvoll war, in weitere Unterteile gegliedert, die durch ein Zitat, welches das Thema in besonderer Weise trifft, gekennzeichnet sind. Um den Wert der Interviews zu berücksichtigen und auch, weil die Aussagen der Befragten oft für sich sprachen, sind häufiger längere Passagen in Zitaten wiedergegeben.

3.2.1 Visionen und Illusionen

Der erste Teil der Auswertung der Erhebung beschäftigt sich mit den positiven und negativen Erwartungen und Motivationen bzw. mit dem möglicherweise vorhandenen Leitbild, welches die Interviewten bei der Vorstellung vom Leben im Wohnprojekt hatten, als sie sich für ein Leben im Wohnprojekt entschieden, und ob oder welche gemeinsamen Ziele eventuell von der Wohnprojektgruppe entwickelt wurden. Bei den von den Einzelnen geäußerten Erwartungen, Bedürfnissen und Leitbilder sind drei Themenbereiche erkennbar. Das sind die Bedürfnisse an Austauschmöglichkeiten mit anderen Eltern und Kindern, welche sich aus dem Leben mit Kindern ergeben. Der nächste Themenbereich gibt Auskunft über den Bedarf an Platz und bezahlbaren Wohnungen und schließlich wird auf weitere Ziele, die das Leben mit der Wohngruppe betreffen, eingegangen.

3.2.1.1 „Auf die Idee gekommen bin ich, weil ich Kinder habe.“ (Swantje: 1)

- Die Kontakte zu Eltern und Kindern

Die Vorstellungen darüber, wie das Leben mit anderen Eltern und deren Kindern aussehen könnte und welche Vorteile sich dadurch ergeben könnten, waren bei allen Befragten wichtig. Unterscheidbar ist dabei aber das Maß der Bedeutung für die Einzelnen.

Zwei der Befragten äußerten, an erster Stelle hätte die Idee gestanden, als Eltern für sich und die Kinder einen Lebensraum zu schaffen, in dem es möglich sei, spontan erreichbare

Kontakte zu knüpfen und Ansprechpartner zu haben. Eine der beiden, Swantje, hatte schon Erfahrungen in einer Bauwagengemeinschaft mit Kindern von Mitbewohnern gesammelt, aber auch im Leben mit Partner und eigenem Kind, so dass ihr wichtig war, ein Leben mit Familie nicht so eng zu gestalten.

„Auf die Idee gekommen bin i c h, weil ich Kinder habe. Ich hab` vorher in Lebensgemeinschaften gewohnt.. Und hab` festgestellt, dass ich es sehr mochte, wie die Kinder aufgewachsen sind in Lebensgemeinschaften, sehr vielseitig, mit vielen Ansprechpartnern, ohne dass die elterliche Zuständigkeit da in Frage gestellt wurde.. u n d das war /ähm/ Das war ausschlaggebend für/ für die Schwangerschaft mit Lotta/ Und dann bin ich, weil das ja `n Bauwagen war, ausgezogen und bin in eine feste Wohneinheit gezogen mit meinem/ mit dem Vater und hab` festgestellt, dass das für mich überhaupt/ nicht so schön ist. ..Und dass ich irgendwann wieder in einem Wohnprojekt leben möchte ..Oder in einer größeren Wohngemeinschaft und zwar nicht so eng wie in einer kleinen Wohngemeinschaft, in einer Wohnung alle auf `n Haufen, sondern /ähm/ etwas lockerer.“

(Swantje: 1)

Überraschend war dabei, dass diese Interviewte durch das Leben in der Bauwagengemeinschaft motiviert war, ihren Kinderwunsch umzusetzen, da sie der Ansicht war, das persönliche Lebensziel, Kinder zu haben, mit Kindern zu leben, im Rahmen eines Wohnprojekts in für sie stimmiger Weise umsetzen zu können:

Die Vorstellung Swantjes und der Eltern aus ihrer Wohngruppe war, dass sie ganz viel gemeinsam machen würden. Diese Erwartung ist so nicht erfüllt worden, weil alle jetzt wieder berufstätig sind und andere Rhythmen haben. Für Julia waren es vor allem die alltagsnah fehlenden Kontakte für sich und ihr Kind, die sie hoffte, auf unkomplizierte, spontane Weise in einer Hausgemeinschaft mit anderen Familien herstellen zu können. Sie berichtet, wie sie auf den Gedanken kam, in ein Wohnprojekt zu ziehen:

„Seit ich das Kind hab`, so, weil ich halt da gemerkt habe, dass ich schon so ziemlich alleine sitze, oft, dass ich nicht so flexibel bin und dass im Haus/ Also wo wir vorher gewohnt haben, das war halt `n total schönes Haus, da hab` ich mich vorher sehr wohl gefühlt, aber es waren halt viele Singles da oder/ Das waren (...) keine Kinder da in dem Haus. Ich musste halt irgendwie immer auf `n Spielplatz und irgendwie mich immer verabreden und da bin ich überhaupt nicht der Typ zu. Also, so dieses, grad mit `nem Kind, genau sagen, wann ich wo sein will.“

(Julia:1)

Dabei spielte ebenso der Gedanke, einen Babysitter abends im Haus zu haben, um dann mit dem Partner wieder Unternehmungen machen zu können, eine Rolle. Das Leben mit verschiedenen Generationen bzw. der Generationswechsel war bei zwei Interviewten von Bedeutung. Eine Befragte äußerte sich, es sei eine Idee gewesen, eine Perspektive für das Alter zu haben. Bei einer weiteren Befragten galt es für das ganze Projekt als Vorbedingung, eine Lebensgemeinschaft für alte und junge Menschen zu gestalten.

3.2.1.2 „ Ja, bei uns erstmal primär: Jeder hat plötzlich `n eigenes Zimmer.

Das ist natürlich schon toll.“ (Marie:12)

- Zum Platz und zur Bezahlbarkeit

Für fünf der Befragten war es wichtig, ausreichend großen Wohnraum für die Familie zu bekommen. Bei drei derjenigen war dabei außerdem von Belang, diesen auch in dem von ihnen bisher bewohnten Stadtteil zu bekommen. Die Motivation bei einer Interviewten bestand darin, dass das bisher bewohnte Haus nicht abgerissen werden sollte, sondern so saniert, dass alle mehr Platz haben können und die darin bereits vorhandene Hausgemeinschaft bestehen bleiben könnte. Für die beiden Interviewten mit den meisten Kindern (drei und vier Kinder) war entscheidender, dass jedes Kind ein eigenes Zimmer bekommt.

Die Möglichkeiten, ausreichend großen und dabei noch bezahlbaren Wohnraum zu erhalten, sind für größere Familien begrenzt und somit ein Kriterium. Der Kostenfaktor wurde von drei Befragten hervorgehoben. Für eine Person war ausschlaggebend, dass der Wohnraum so gestaltet werden konnte, dass er nötigenfalls Platz für einen Rollstuhl bietet. Eine Befragte sah den Vorteil darin, eine Wohnung im Erdgeschoss mit Gartenzugang zu haben, wo das Kind nicht so viele Treppen steigen muss und jederzeit hinaus gehen kann und dort auf andere Kinder trifft. Über die teilweise mögliche Mitgestaltung der eigenen Wohnung und der gemeinsamen Räume hinaus ist der Aspekt des Zusammenlebens von Bedeutung:

„Also, natürlich ist mir meine Wohnung auch wichtig, klar, aber mir ist das auch wichtig, dass ich in eine Gemeinschaft ziehe.“ (Marie: 6)

3.2.1.3 „Ich bin nur froh, dass wir kein Motto haben ((lacht)).“ (Swantje:7)

- Die Ziele bei der Gestaltung des gemeinsamen Lebens

Die Perspektive, ein selbst bestimmtes Leben zu führen, an den Räumen mitzubauen, zu erhalten und mitgestalten zu können sowie selbst verwaltet zu leben, war für drei Interviewte elementar bei der Entscheidung, im Wohnprojekt zu wohnen. Vera drückt ihre Motivation wie folgt aus:

„Die Perspektive, an einem Haus /äh/ mitzubauen, wo Mitgestaltungsmöglichkeiten für den späteren eigenen Wohnraum sind. Mit Menschen zusammen ein Haus zu bewohnen, wo sich viele Dinge ergeben können, die das Leben einfach netter, angenehmer und vielfältiger machen. Und die Möglichkeit / ähm/ mehr Freiheiten zu haben als in normalen Mietverhältnissen, selbst bestimmter zu Leben, selbst verwaltet zu Leben.“

(Vera:1)

Mit Freunden und Bekannten zusammenzuwohnen, bzw. mit Menschen den Alltag zu gestalten, unabhängig davon, ob es Menschen mit oder ohne Kinder sind, war die Vorstellung von zwei Befragten. Es wurde dabei aber ebenso bewusst miteinbezogen, dass dieses Zusammenleben problematisch sein könnte. So beschreibt Tom die Eindrücke, die er hatte, und die Überlegungen, die er mit seiner Frau vor dem Einzug ins Wohnprojekt anstellte:

„Das war aber auch so, dass wir eigentlich /ähm/ immer froh waren, da nicht zu wohnen, weil die Leute sich immer gegenseitig voll auf die Birne gegangen sind und das war so richtig schön projektmäßig, der kann mit X nicht, Y kann nicht mit Z. Supervision und richtig so: ((lacht)) „Hä? Was macht ihr da? Lebt doch einfach.“ U n d / Dann haben wir uns aber irgendwann gesagt: Das kann uns eigentlich egal sein. Die Leute wissen ja nicht, dass wir so viel wissen.“
Und haben gesagt: Wir haben `s ja leicht. Wir sind neu und fangen mit jedem bei null an. Man muss ja nicht die Spiele mitspielen, die schon seit 10 Jahren am laufen sind.“
(Tom: 1)

Eine weitere Interviewte, Vera, berichtete, dass bei der Gründung des Wohnprojekts Menschen aus dem Umfeld bekannt waren, die Schwierigkeiten mit der eigenständigen Strukturierung und Organisation des Alltags oder auch psychische Probleme hatten. Die Gründungsgruppe entschied sich diese, im Bewusstsein, dass sie von ihnen mit unterstützt werden müssten, in das Projekt aufzunehmen (dazu folgt eine nähere Erläuterung in einem Abschnitt zum Leben in der Gemeinschaft.). Eine Interviewte wollte die Hausgemeinschaft als Wohnprojekt erhalten, die vor der Sanierung bereits dort lebte. Sie schilderte das frühere Zusammenleben als positiv, unter anderem, weil sie bei einigen Nachbarn Unterstützung bei einer schweren Krise bekam, aber sich auch bei kleineren Erledigungen gegenseitig geholfen wurde. Somit könnte angenommen werden, dass sie diese Erwartung auch an das künftige Zusammenleben im Wohnprojekt stellte. Von der ursprünglichen Nachbarschaft blieben letztlich drei Altmietler im sanierten Haus mit dem neu gegründeten Wohnprojekt.

Vorgaben und Konzepte des Zusammenlebens gibt es in drei Projekten. Sie betreffen jedoch nur jeweils einige Aspekte des Zusammenlebens. In einem ist es, wie bereits erwähnt, das Leben mit alten und jungen Menschen, also die Vorgabe, dass ein Teil der Bewohner alt sein muss, wobei gegenseitige Hilfen nicht Zwang sind, aber die Bereitschaft dazu gehört zur Einstellung der Bewohner. In einem weiteren Konzept ist lediglich die Nachbarschaft zu einem, sonst vom Wohnprojekt unabhängigen, Haus geregelt, in dem Menschen mit geistig-körperlichen Behinderungen leben. Das dritte Wohnprojekt vereinte Menschen mit Kindern aus einem Stadtteil. Das war ebenfalls keine dogmatische Vorgabe, da dort ein Mitbewohner ohne Kind Mitbegründer war. Es scheint bei den genannten Voraussetzungen mehr darum zu gehen, was für Menschen in das Projekt einziehen, und nicht so sehr, wie das gemeinsame Leben gestaltet wird.

Von konkreten inhaltlichen Zielen, die das Zusammenleben betreffen, kann dabei also nicht gesprochen werden. Interessant ist somit, was von den Interviewten als Ziel oder Konzept der Gruppe empfunden wird, und die Einstellung zu solchen Vorgaben. Eine Befragte wohnt in einem Haus, das bestimmte Wohnungen formal nur für Menschen mit Behinderung, bzw. die eines Rollstuhls bedürfen, zur Verfügung stellen kann. Trotzdem versteht die Befragte die Integration von Menschen mit Behinderungen nicht als Ziel des Wohnprojekts, sondern es wohnen eben verschiedene Menschen zusammen. Es sei bei der Gründung des Projekts immer wieder das Thema gemeinsamer Ziele besprochen worden, doch sie wollte sich nie festlegen, da sie die Vorstellung hatte, dass es sich ganz anders entwickeln könnte, als es die Gruppe geplant hat, und deshalb später Konflikte um die Einhaltung der Regeln vorprogrammiert seien. Dieses Wohnprojekt hat, als Folge dieser Diskussionen, bewusst kein gemeinsames Konzept des Zusammenlebens entworfen.

„Also, interessant dazu ist, dass wir früher, als das Haus noch nicht stand, wollten immer welche/ Wollten immer wieder Leute auf 's Plenum das Thema haben: „Wie wollen wir zusammen leben?“ Und, ich gehörte zu den Leuten, die total dagegen waren das irgendwie zu/ Irgendwie fest zu legen, weil ich irgendwie das Gefühl habe, dass sich das ganz unterschiedlich entwickelt. Das wird ja ganz anders, als man sich das dann so vorstellt. Und dann / Wenn man sich dann nicht an diesen Leitfaden hält, dann macht man ja etwas verkehrt und das wollt` ich nicht.“

(Swantje:3)

Zum Konzept im Wohnprojekt von Julia gehört, dass es an ein Nachbarprojekt angeschlossen ist, welches betreute Wohngemeinschaften geistig- und körperlich behinderter Menschen beherbergt. Die Verbindung besteht hauptsächlich über den Garten und unverbindliche nachbarschaftliche Kontakte. Manchmal gibt es Lautstärkebeschwerden, deshalb wird an der Schallisolierung gearbeitet. Das scheint für Julia nicht im Vordergrund zu stehen, da es ihr erst zum Schluss des Interviews noch einfiel zu erwähnen.

Julia, die erst seit einem Jahr im Wohnprojekt lebt, bekam auf die Frage nach einem Konzept von ihren jetzigen Mitbewohnern folgende Antwort:

„Also, als ich danach gefragt hab`, hieß es: Wir feiern gerne, wir essen, trinken gerne. Und das war so deren Lebensmotto. (...) Und das muss ich auch bestätigen ((lacht)). Hier wird viel gefeiert. Und andere Mottos gab`s irgendwie nicht.“ (Julia: 3)

Es lässt sich somit feststellen, dass die Veränderungen der Bedürfnisse, welche eintreten, wenn ein bestimmter Lebensabschnitt erreicht wird (wie z.B. die Elternschaft), oder die Vorstellung davon, was für Bedürfnisse bei Eintritt in einen späteren Lebensabschnitt benötigt würden, bei der Überlegung in einem Wohnprojekt zu leben für die Interviewten eine wesentliche Rolle gespielt hat. Bei einigen ist es vorrangig der Bedarf an zusätzlichen Räumen, andere betonen stärker die emotionalen und kommunikativen Bedürfnisse, welche

damit einhergehen und die sie sich durch das Leben in der Gemeinschaft zu erfüllen hofften. Neben diesen Beweggründen war bei einigen Befragten der Aspekt der Eigenständigkeit und Selbstbestimmtheit in Gestaltung, Planung und Verwaltung ausschlaggebend, in ein Wohnprojekt zu ziehen. Hier kristallisieren sich bereits in den Haltungen der sechs Gesprächspartner zwei Pole heraus:

Die Eigenständigkeit und persönliche Freiheit auf der einen Seite sowie der Gemeinschaftsgedanke, die Anbindung und Sicherheit, die auf der anderen Seite in dieser Form des Zusammenlebens erreicht werden sollen. Darüber, wie und ob sich diese Ansprüche im realen Zusammenleben wieder finden, sollen die folgenden Teile der Auswertungsergebnisse Aufschluss geben.

3.2.2 Feste, Feiern und Debatten

Das zweite Themenfeld der Studiauswertung geht auf die Ergebnisse aus den Berichten der Befragten zum Leben in der Gemeinschaft ein. Dabei werden die Aussagen zur gemeinschaftlichen Nutzung von Räumen, der Gestaltung gemeinsamer Aktivitäten und des alltäglichen Lebens so dargestellt, wie sie tatsächlich in den Wohnprojekten umgesetzt werden. Es sollen die Wahrnehmungen und Einstellungen im Umgang mit Entscheidungen und Konflikten in den von den Interviewten bewohnten Projekten beleuchtet werden.

Dabei geht es auch um Aspekte der gegenseitigen Hilfe im Zusammenleben. Besteht ein Zusammenhang zwischen Unterstützung und Elternschaft, wird dieser eingehender im dritten Teil der Ergebnisdarstellungen beschrieben.

3.2.2.1 „Wenn man über ein Jahr lang gemeinsam auf einer Baustelle war,

kennt man sich eigentlich ziemlich gut.“ (Vera: 3)

- Die gemeinsame Raumnutzung und Aktivitäten

In allen sechs Wohnprojekten gibt es Gemeinschaftsräume und gemeinschaftlich genutzte Gegenstände, die in verschiedener Art und Intensität genutzt werden. Die Wohnprojekte, in denen Lisa und Vera leben, sind zwei aneinander grenzende, durch einen Keller verbundene Häuser, aber eigenständige Projekte. Es werden aber der Innenhof, ein Probenraum für Musik, eine Werkstatt und eine kleine Wohnung, in der sich eine Waschmaschine zur Nutzung

befindet und die Möglichkeit besteht, einen Computer mit Internetanschluss zu verwenden, von den Bewohnern beider Häuser genutzt. Schon während der Anfangsphase musste bei diesen Projekten, über die üblichen Gruppenprozesse hinaus, viel gemeinsam organisiert und gemacht werden, weil die zukünftigen Bewohner in die Sanierung tatkräftig eingebunden waren. In den übrigen vier Wohnprojekten gibt es einen großen Gemeinschaftsraum mit Küchenzeile. Ein Projekt hat zusätzlich noch eine Gemeinschaftswohnung, in der sich eine Videothek befindet mit der Möglichkeit, dort Videos anzuschauen. Außerdem ist dort die hauseigene Sauna. Dieses und ein weiteres Haus besitzen eine Dachterrasse und ein zusätzliches (Fernseh-) Zimmer. Mit den oben genannten befinden sich in insgesamt fünf Wohnprojekten Werkstätten. Allen gemeinsam ist, dass mehr oder weniger große dazugehörige Außenbereiche wie Höfe oder Gärten zur Verfügung stehen. Dort gibt es Grillplätze, Feuerstellen und in vier Fällen Spielgeräte für Kinder. Nach Absprache besteht für die großen Räume bei allen die Möglichkeit der Nutzung durch externe Gruppen von Projektmitgliedern (wie z.B. ein Chor oder eine Elterngruppe).

Diese Innen- und Außenräume bieten Platz für viele Aktivitäten, wie Basteln, Spielen und Musizieren; örtlich direkt an der eigenen Wohnung gelegen, müssen diese nicht extra außerhalb organisiert oder in der eigenen Wohnung zusätzlich untergebracht werden. Außerdem führt es zu einer Zeitersparnis.

Die nächste Frage führt dazu, was dort stattfindet, wie die Räumlichkeiten genutzt werden und wie das kommuniziert wird. Der Zeitersparnis und Vereinfachung der täglichen Besorgungen dient in zwei Projekten die Einrichtung einer Food – Coop. Hier werden gemeinsam (ökologische) Lebensmittel bestellt. In einem Projekt wird dadurch ein Mini- Job (für einen in der Arbeitsfähigkeit eingeschränkten Bewohner aus einem der angrenzenden Projekte) finanziert und jeder zahlt immer den gleichen Beitrag ein und nimmt sich das, was er braucht. Hieran können sich auch Menschen von außen beteiligen. Einen Vorteil aus der Food- Coop nennt Julia: „Also, ich nutz` es immer häufig ((lacht)), merk ich. Immer beim Einkauf: Och, das muss ich jetzt aber nicht kaufen. Das haben wir ja auch unten. Was soll ich das schleppen und unten ist es billiger.“ (Julia: 10)

Bei allen Wohnprojekten dient das größte Gemeinschaftszimmer mit Sitzgelegenheiten als Versammlungsort, um die Plenen abzuhalten, sowie als Treffpunkt für Gremien und andere Arbeitsgruppen, die sich mit der Verwaltung und Organisation des Projekts befassen. Ebenfalls von allen sechs Befragten wird beschrieben, dass in diesen Räumen (Kinder-) Geburtstagsfeiern, spontane Feste und Sonntagsfrühstücke stattfinden oder Kino-Filme gezeigt werden.

Dazu beschreibt Marie, wie es oft zustande kommt: „(...) Oh, wollen wir mal sonntags zusammen frühstücken und den Garten `n bisschen anhübschen?“ Also einer nimmt das immer in die Hand und dann: Mein Vorschlag ist der, und dann kommt immer `ne ganze Truppe zusammen.“ (Marie:9)

Diese Feiern werden von allen befragten Bewohnern als spontane Veranstaltungen beschrieben, die allenfalls darum regelmäßig sind, weil sie jahreszeitenbedingt stattfinden. Meist wird formlos über eine Pinwand im Treppenhaus aufgerufen, wie z.B. bei Tom:

„Aber schöner ist natürlich, das wir im Hinterhof die Möglichkeit haben zu grillen. Also da sind ja feste Grills, richtig groß, und die Feuertonne. Also es ist schon so, dass wir mindestens drei bis sieben Mal im Jahr da Feuer machen oder so/ Und dann im Sommer wird da ziemlich viel gegrillt. Und/ Eigentlich feiern da alle Leute ihren Geburtstag, oder so was, im Hinterhof und hängen dann immer einen Zettel rein: Kommt doch oder so.“

(Tom: 6/7)

In Lisas und Veras Projekt dient die Gemeinschaftswohnung durch die Lage im Eingangsbereich oft als offener Treffpunkt:

„Wir haben, zum Beispiel letztes Jahr im Sommer hier einfach mal, wie `s Wetter schön war, Tür auf irgendwas Leckeres gekocht, stand dann da oder hier stand Tee. Die Leute kommen von der Arbeit: Ah, hallo, na, komm` mal rein, noch `n Tee, bisschen Smalltalk und dann geht jeder wieder seine Wege.“ (Lisa: 8)

Dort gibt es für die jugendlichen Mitbewohner und deren Freunde die Möglichkeit, sich am Kickertisch zu treffen. Die Idee dazu war als Lösungsbeitrag für ein Problem mit den Jugendlichen entstanden und konnte durch die Handhabe, das ganze Haus selbst bestimmt zu nutzen, auch einfach umgesetzt werden.

Lediglich in dem Wohnprojekt, in dem Marie lebt, gibt es mehrere freiwillige, aber feste Gruppen für Freizeitaktivitäten, die auch von einem größeren Teil der Bewohner wahrgenommen bzw. selbst geleitet werden. Dort trifft sich regelmäßig eine Männergruppe des Hauses, eine feste Yogagruppe und Eltern mit Kindern zu Bastelnachmittagen und eine Kinder-Musik-Gruppe. In Planung befindet sich dort ein weiteres Musikprojekt für alle Bewohner. Die Ursache dafür, dass es in diesem Haus solche verabredeten Gruppen gibt, könnte, außer mangelndem Spaß an solch einem Angebot, darin begründet sein, dass die Bewohnerstruktur sich von den anderen Wohnprojekten unterscheidet. Durch Freiberuflichkeit oder Verrentung, die unter Maries Mitbewohnern möglicherweise häufiger vorkommt, könnte eine solche Freizeitgestaltung umsetzbarer sein, da eventuell mehr Zeit und Energie hierfür vorhanden ist.

Zu den gemeinsamen Aktivitäten gehören auch die Teilnahme am Plenum, an Gremien und Arbeitsgruppen, in denen mit allen oder Teilen der Gruppe

Aufgaben der Wohnprojekte bewältigt werden, wie die Verwaltung, Organisation sowie Pflege und Instandhaltung der Häuser oder eben die Möglichkeit besteht, über verschiedene Angelegenheiten zu sprechen. Alle Projekte verfügen über gemeinschaftliche Flächen, deren Nutzungsintensität und Nutzungsformen jedoch voneinander abweichen. Die Art und Form der Kommunikation und die Bereitschaft dazu ist nicht immer von den Räumlichkeiten abhängig. Das Potential der gemeinschaftlichen Nutzung ist jedoch in allen Projekten vorhanden. Dort, wo es die Befragten in gewünschter Weise nutzen, dient es dazu sich mit Mitbewohnern auszutauschen und erleichtert es, einige alltägliche Erledigungen durchzuführen.

Swantje sieht noch einen anderen Zusammenhang gegeben, der zwischen feierlichen Zusammenkünften in der warmen Jahreszeit und der Häufigkeit von Konflikten zu bestehen scheint.

„Also, ich zumindest habe das Gefühl, ich sehe, dass wir je nach Saison, uns mehr oder weniger oft begegnen. Und es ist schon wichtig, dass man sich außerhalb des Plenen trifft. (...) Konflikte entstehen seltener im Sommer oder im Frühjahr, sondern eher im Dunklen / In der dunklen Jahreszeit. Und Konflikte entstehen vor allem am Anfang, wenn man sich nicht traut Konflikte zu führen. Und ich merke mit den Jahren werden wir immer Konflikterprobter. (...) Genau, dann gibt `s ja diese spontane Feiern, das/ Da sind alle dabei. Also, so unterschiedlich wir auch sind, .. treffen sich dann unten, weil sie vielleicht gar nichts miteinander zu tun hatten über Jahre.. Und dann plötzlich entstehen da wieder neue Ideen und Gespräche und haben die wieder mehr miteinander zu tun, für `ne Weile.“

(Swantje: 10 ff)

Das hier angesprochene Konfliktpotential leitet zum nächsten Abschnitt über.

3.2.2.2 „Oh, Gott. Mann, ist Demokratie anstrengend. ((lacht))

Es ist schon gut, dass es das gibt.“ (Marie: 15).

- Die Kommunikation im Wohnprojekt

Jeder Befragte der sechs Projekte trifft sich regelmäßig mit seinen Mitbewohnern zum Plenum. Die Häufigkeit der Vollversammlungen schwankt zwischen zwei und fünf Wochen. Es besteht der Anspruch, alles was das gemeinsame Leben angeht, gemeinsam zu entscheiden. Eine Befragte erzählte, dass in den Plenen auch die Gelegenheit bestünde und genutzt würde, persönliche Themen oder Probleme zu besprechen, während die anderen Interviewten angaben, dort sachliche Themen zu besprechen und die persönlichen Gespräche mit ausgewählten Mitbewohnern zu führen. Wie es sich verhält, wenn eine Entscheidung im Plenum gefällt werden soll, wird von den Interviewten unterschiedlich beantwortet. Die Hälfte strebt eine Konsensentscheidung an, während die andere Hälfte äußert, dass im

Zweifelsfall die Mehrheit entscheiden würde. Bei einem Projekt genügt dabei eine bestimmte Anzahl von Anwesenden, um beschlussfähig zu sein. Bei denen, die per Mehrheit entscheiden, wird jedoch von zwei Befragten betont, dass es noch nie nötig gewesen sei, und wenn jemand gänzlich gegen eine Entscheidung wäre, würde vermutlich weiter diskutiert werden. Ein Beispiel für einen Konflikt zwischen dem individuellen Wunsch und der Entscheidung der Gemeinschaft findet sich im Interview mit Marie. Sie erinnert sich im Interview mehrfach an eine Entscheidung, hinter der sie nicht stand, die mit dem dort herrschenden Konsensgebot entschieden wurde. Hierbei wurde das Trampolin für die Kinder des Projekts wieder abgeschafft, weil es von den angrenzenden Wohnprojekten Lautstärkebeschwerden darüber gab:

„Als sie mit dem Trampolin so rigoros umgegangen sind, ((lacht)) war ich echt am überlegen auszuziehen. Das fand ich / Da dachte ich echt: Das kann nicht wahr sein. Hier leben Leute mit Kindern zusammen, sagen das, Alle wissen hier wohnen viele Kinder, und dann wollen die das n/ Ich war echt konsterniert ((lacht)). Da hab` ich so mit der Fantasie gespielt. Diese endlosen demokratischen Diskussionen, die würd` ich nicht vermissen, auf gar keinen Fall. Oh, Gott. Mann, ist Demokratie anstrengend. ((lacht)) (...),„Und bei dem Trampolin, da wäre ich gerne diktatorisch gewesen, ehrlich gesagt, da hätte gern ich bestimmt .. Für die Kinder. Na, ja. So ist das dann.“ (Marie: 15f)

Wie eine Konsensentscheidung zustande kommt, wird von Swantje konkretisiert. Alle Vorschläge werden bei dem in ihrem Haus durchgeführten System gesammelt und erstmal akzeptiert, so dass sich jede/r gleichwertig wahrgenommen fühlt. So soll auch verhindert werden, dass sich immer dieselben Menschen durchsetzen. Dann fallen diejenigen Vorschläge weg, die offensichtlich nicht umsetzbar sind. Von den tatsächlichen Alternativen werden die Modelle in das Entscheidungsprozedere aufgenommen, welche den Beteiligten am wichtigsten sind. In der dann anonymen Wahl werden die Varianten in der Reihenfolge nach ihrer Präferenz gewählt. Zum Abschluss kann der Wähler anfügen, mit welcher Variante er eventuell massive Schwierigkeiten hätte. Bei der Auswertung der Wahlergebnisse und der erneuten Vorlage im Plenum kristallisiert sich dann meist ein Modell heraus, das für alle tragbar ist. Es werden dort alle Plenen, die Themen und Moderation von einer Planungsgruppe vorbereitet. Ob Mehrheits- oder Konsensentschluss, entscheidend könnte sein, dass es von allen getragen wird und dass die Konflikte ausgetragen werden. Swantje äußert ihre Erfahrungen wie folgt:

“ Ich glaube, jeder hatte schon mit jedem einen Streit hier im Haus und mit den Jahren kennt man sich auch so gut, dass man den Streit auch gehen lässt. Und wenn sich neue Leute bewerben, dann sagen wir auch immer dazu:

Wir sind launisch und laut.“ (...)

Ich find` das auch wichtig, weil viele denken, sie ziehen in ein Wohnprojekt und da herrscht die Harmonie. Tatsächlich ist es aber so, dass du viel näher aneinander lebst und du mit einem Nachbarn, den du nicht kennst, über `s Treppenhaus zu streiten ist total egal, während ((lacht)) wenn du mit den Leuten ein Mal im Monat im Plenum sitzt

und eigentlich `n anderes Bild hattest, dann oder `ne andere Beziehung haben willst, ist es entsetzlich. Also da geht es um alles. Und da muss man auch erstmal Bock drauf haben. Das ist intensiver und ich denke unterm Strich ja auch ganz gut. ((Lacht)) Wobei man das nicht immer findet... Es ist sehr familiär doch .. Was das angeht. So man reibt sich, man hasst sich man hat sich gern. Ich bin nur froh, dass wir kein Motto haben ((lacht)). (...)

Konflikte entstehen vor allem am Anfang, wenn man sich nicht traut, Konflikte zu führen. Und ich merke mit den Jahren werden wir immer konflikterprobter. Was wir schon/ Was wir für Stress im Haus hatten, dass sich Leute schon nicht mehr begegnen wollten und sich aus dem Weg gegangen sind und so./ähm/ Und ich merke, ich kann nicht sagen nur, weil es ist auch schon in die Grütze gegangen, es sind auch Leute/ Es scheitern auch Leute am Wohnprojekt und ziehen aus, aber.. ich glaube das w a r für alle auch `ne gute Lehre, zu sehen, dass man Konflikte wirklich austragen muss bis sie gelöst sind in irgendeiner Form, ob man das nun sanft oder die Zeit dazu nutzt, aber/ Wie auch immer. Ja/ Und dadurch, dass es aber immer ja doch auf/ auf verschiedene Mitbewohner geei/ gemünzt ist, ist es nicht `n Wohnprojektsthema, eigentlich...,weil wir ja eben nicht dieses: Wir sind so und so haben, aber nichtsdestotrotz ist es so, dass es /ähm/ Hilfe dann von außen auch manchmal braucht, um mal so Bilanz zu ziehen...“ (Swantje: 6f /10f)

Swantje ist mit den eigenen Lösungspotentialen und denen der Gruppe zufrieden, sieht es aber als positiv, dass der Blick von außen manchmal gebraucht wird, um Bilanz zu ziehen. Bei einer Befragten, Julia, gab es in letzter Zeit eine Auseinandersetzung über die Art, in der Wohnungsübergaben durchgeführt werden sollen. Die Gruppe würde beim nächsten Mal Unterstützung von der Dachgenossenschaft in Anspruch nehmen. Im Projekt von Marie gab es externe Unterstützung. Marie versteht jetzt aber Hilfen von außen als eine Form der Vermittlung durch Mitbewohner, wenn Unstimmigkeiten zwischen zwei Mitbewohnerpartien existieren. Dieses würde öfter so praktiziert und auch von ihr beansprucht werden. Solche Beispiele finden sich auch bei den anderen Interviewten.

Hilfen von außen, wie im Zitat von Swantje genannt, oder auch eine Supervision in Anspruch zu nehmen, wird von drei weiteren Befragten eindeutig abgelehnt, weil sie Konflikte gut selbst regeln können. Lisa lehnt, auf die Frage, ob Hilfe von außen erwünscht sei, strikt ab und beschreibt ihre Erfahrung mit den Fähigkeiten und Kompetenzen, die in der Gruppe entwickelt wurden, anhand eines Beispiels:

„Um Gottes Willen, der kann nur Ärger mitbringen (lacht) Nee, brauchen wir wirklich nicht. Wir hatten letztes Jahr so ein paar Versammlungen, da wurde dann immer wieder dazwischengequatscht und da unterhielten sich zwei und, ne, dann war schon abzusehen, wir sind nicht in `ner Stunde fertig, sondern, wenn wir Pech haben, vielleicht in drei. Und denn haben wir uns alle dazu entschlossen, jetzt suchen wir einfach jemanden aus /Ne/ und der sagt dann: Halt, Stopp. Oder klingelt oder pfeift, damit klar ist: Hey, hingucken. Wir sind gerade bei dem Thema. Wir wollen das erstmal über die Bühne bringen. Kaffee trinken können wir später.“ Das haben wir dann zweimal nur gebraucht, ne/ Weißt du/ Und jetzt ist es ganz normal.“ (Lisa: 17)

Die Mehrzahl der Befragten hat eine kritische Haltung gegenüber externen Eingriffen bei der Regelung von Konflikten. Es wurden jedoch in vier Projekten schon Supervisionen durchgeführt (und von einem in Zukunft angestrebt). Nicht eindeutig sind die Äußerungen dazu, ob diese Haltung trotz oder wegen dieser Erfahrung besteht. Weitere Wege der

Kommunikation in den Projekten sind die Pinwand oder ein Hausbuch im Treppenhaus, welches manchmal über einfache Mitteilungen hinausgeht, wie Swantje berichtete:

„Das ist unten an der Treppe. Darüber kommunizieren wir, das ist ganz wichtig.../ähm/..Weil man sozusagen ((lacht)) Weil man dann hier raus rennen kann, noch kurz `n Satz schreiben kann. Und man, ja, noch mal nachlesen kann. Die Hausbücher werden auch gehört. Es wurde da auch immer deutlich, wo die Aufs und Abs im Wohnprojekt sind. Es gibt auch Leute, die boykottieren das Hausbuch, weil sie es so ((empört)) „unverschämt“ finden. Es gibt auch Leute, die bis heute noch nicht gelernt haben sich schriftlich höflich auszudrücken .. und das Buch ist immer echt sehr zentral, sehr wichtig.“ (Swantje:3/4)

In einem Wohnprojekt laufen viele Informationen, außer über die Pinwand, über das hausinterne Computernetz, was der dort Interviewten nicht gefällt und woran sie sich auch nicht beteiligt und öfter das Gefühl hat, irgendetwas nicht mitgekriegt zu haben.

Den zum normalen Mietverhältnis zusätzlichen Arbeitsaufwand, der durch Besprechungen, Verwaltung und gemeinsame Arbeitseinsätze anfällt, nennen die Interviewten als belastend, da es schon viel Aufwand bedeutet, das Familienleben zu organisieren und zu arbeiten. Das wird teilweise auch nicht von allen immer bewältigt:

„Was ich eben nicht brauche, ist ein Treppenhaus - Putzdienst und das schlechte Gewissen, wenn man `s nicht geschafft hat. Wir haben halt hier echt einige Putzdienste, die ich einfach nicht unterbringe und die ich auch tatsächlich schwänze. ((Schmunzelt)) Da werd` ich mich, glaub `ich, nochmal öffentlich für /äh/ zur Rede stellen müssen. Ich hab` auch schon d` rüber geredet. Ich krieg `s einfach nicht gebacken. Die Gespräche mit den Mitbewohnern haben einfach gut getan. Darüber, dass ich halt sage: „Ich schaff` es nicht. Ich schaff es noch nicht mal, meine eigene Wohnung sauber zu halten.“ Das Treppenhaus fällt echt komplett flach. Ich/ äh/ Genauso wie die groß Reinemachen Aktionen irgendwie, wofür ich zuständig bin. Ich pack `s einfach manchmal nicht. Dann bin ich für `ne Woche nicht da, merke „öh, schon wieder `nen Termin verpasst.“ Und das fällt mir einfach weniger schwer in `nem anonymen Haus. Und hier hab` ich dann gleich das Gefühl, es ist / ((leise)) entsetzlich. ... Es geht dann viel näher bei so `ner Auseinandersetzung/ Oder hat das Potential, das reicht schon...“ (Swantje: 14)

Meist werden die Aussagen dieser Art der Belastung wieder relativiert. Es werden dann die Vorteile, die aus dem Zusammenleben entstehen, dagegen abgewogen, so dass die Befragten es nicht als so belastend empfinden. Dadurch wirken die Berichte zu diesem Thema oft ambivalent, was als Ausdruck dafür gelten kann, dass zur Beantwortung dieser Aspekte kein einfaches „Ja“ oder „Nein“ reicht (wie es z.B. bei einer quantitativen Befragung gefordert würde). So äußert ebenfalls Marie: „Also, ich fand das phasenweise mit diesen .. Getreffe, irgendwann dachte ich: Zu viel. Also, war mir das zu viel. Und jetzt find` ich das total gut.“ (Marie: 13)

Meist wird eine Lösung dafür gefunden, wenn Mitbewohner nicht immer für Gemeinschaftsarbeiten zur Verfügung stehen oder es wird einfach als gegeben akzeptiert, dass es in jeder Gruppe mehr oder weniger engagierte Menschen gibt, bzw. dass Gruppen immer aus Einzelindividuen mit unterschiedlichen Kompetenzen und Bedürfnissen zusammengesetzt sind. Öfter wird von den Interviewten genannt, dass es Versuche gab oder

gibt, manche Arbeiten durch finanzielle Anreize zu erledigen, was nicht immer gelingt, und da, wo es gelingt, sind es meist die Kinder oder Jugendlichen aus den Häusern, die für ein Taschengeld kleinere Aufgaben erledigen. Aufmerksamkeit erregte dieses Phänomen der ambivalenten Haltungen hauptsächlich durch ein Interview, in dem einen Befragten das Ungleichgewicht in der Beteiligung an Gemeinschaftsarbeiten durch die Mitbewohner stärker zu beschäftigen scheint. Das Thema zog sich durch das gesamte Interview.

Häufiger wurde in diesem Interview ein positiver Aspekt des Zusammenlebens mit einem narrativen Erzählzapfen kombiniert, der eine eher negative Seite des Zusammenlebens verdeutlichte. Zum Abschluss folgte dann einige Male eine Äußerung mit dem Inhalt, dass das Zusammenleben gut sei.

„Wir werden dann irgendwann ein Gerüst von Freunden besorgen, das festmachen/ fertig machen und dann einen Zettel ranhauen und sagen: „Hey, Samstag wollen wir anfangen ..Leute die nicht schwindelfrei sind dürfen ganz unten malen .. Leute die nicht wissen, wie sie malen sollen, bitte dann und dann bei dem und dem melden.“ Also, es soll keine Ausrede sein, wenn man nicht weiß, wie man `nen Pinsel bewegt. Das kann man sich ja aneignen. Nö, das find ich schon schön. Aber es ist natürlich auch schon klar, dass dann die Leute, die mit sich selbst unzufrieden sind und sich nicht im Projekt viel eingeben, dass die natürlich dann auch nicht dazustoßen, wenn nun mal unten die Feuertonne an ist. Und man sich lose trifft, weil Mitsommernacht ist oder 21. Dezember ist. Oder, was weiß ich, irgendeinen Grund finden wir immer, um irgendetwas zu feiern. Die kommen natürlich nicht. Das sind auch keine Menschen, die mal eben so locker sagen: „Hier bin ich.“ Mancher ist da eher introvertiert. *Nö, ich find das schon gut.* Aber, ich muss schon sagen, ich hab viel gestaunt/ hab` schon gestaunt, was die da alles vorhatten und nicht gemacht haben.“

(Tom: 15)

Diese, hier kursiv wiedergegebenen Stellen, könnten als in-vivo- code gedeutet werden. Dieser könnte zum Ausdruck bringen, dass Tom grundsätzlich eine positive Einstellung zum Leben im Wohnprojekt hat, aber dazu auch viele Schwierigkeiten gehören. Seine Beschreibungen zum Arbeitsengagement sind teilweise ambivalent, was Ausdruck zweier verschiedener innerer Ansprüche zu sein scheint. Einerseits akzeptiert Tom die Verschiedenheit, wenn er anmerkt, dass nicht alle gleiches leisten wollen oder können:

“ Na das ist schon /ähm/ Wir sind natürlich auch alle recht verschieden und das find ich echt auch/ Ich hab` da nicht so den Anspruch/ Also manche sind da echt frustriert, weil sie halt denken: „ So, ja, wir machen da was, die anderen nicht.“ Weißt du so, das Anspruchsdenken hab ich nicht, weil: Ich weiß, ich will das machen, ich weiß, wofür ich das machen will und reg` mich eigentlich nicht über die auf, die es nicht machen. Weil/ weil pffff das bringt nichts, so. Ich freue mich über die, die mitmachen und/ W i r werden dieses Jahr noch das Treppengeländer streichen, nach dem wir jetzt schon das Treppenhaus gemalt haben, und das wird sich einfach verändern und wachsen. Und da sind einfach Menschen da, die mitmachen wollen. Also Reiner und Sabine, unsere direkten Nachbarn. Jan oben, Britta und Nina, wenn sie denn Zeit haben, weil sie halt auch /ähm/ hart arbeiten und so. Das find ich schon schön und das läuft .. Aber man darf natürlich nicht davon ausgehen, dass von zehn Parteien auch zehn dabei sind – Das ist klar.“

(Tom: 7)

Andererseits könnten einige seiner Äußerungen dazu darauf hindeuten, dass er über diesen Zustand verärgert ist, denn er würde von zukünftigen Mitbewohnern ein höheres Engagement fordern und findet das Verhalten eines Teils der jetzigen Bewohner unsolidarisch:

„ (...) es gibt Leute, die seit 13 Jahren da wohnen und noch nicht mal ihre (Anteile) auf den Tisch gelegt haben. Das geht nicht, das geht nicht, das geht einfach nicht, das ist unsolidarisch.“ (Tom: 8)

„Und genau die Leute, die ihre Anteile nicht gezahlt haben, sind die ersten, die sagen: „ Oh, wir brauchen jemanden, der unsere Reparaturen macht. Oh, wir brauchen jemanden, der das alles regelt“, weißt du. Die selbst sich nicht engagieren und das geht natürlich nicht. Das führt auch zu Konflikten irgendwie. Weil es gibt einfach genug Leute, die genau deswegen da wohnen, weil sie es selber machen wollen und weil wir nicht irgendwelche blöden Handwerker, die das sowieso nur halb machen, da rumlaufen haben wollen „ (Tom: 9) – „Nö, das ist `ne Frage des Anspruchs. Ich hab für mich persönlich eigentlich einen höheren Anspruch. Ich würde auch die Messlatte höher legen und würde auch die Druckelemente, beziehungsweise die /mh/ .. die Verpflichtung, wenn ich da wohne/ Also sagen wir mal, wenn jemand Neues einziehen möchte. Da würde ich mir das genau anhören wollen und das auch dingfest machen, dass so was wie Engagement und Hilfe bei bestimmten Situationen oder Teilnahme an Haussitzungen oder auch einfach nur zeigen, dass man auch gern mitreden möchte, mitmachen möchte. Dass das dann auch /ähm/ .. verbindlich ist oder auch sein sollte.“(Tom: 13)

„Aber diese Diskrepanzen sind in jedem Wohnprojekt, was ich kenne. Zwischen Leuten, die hoch engagiert sind und Leuten, die genug mit sich selbst zu tun haben und eigentlich kaum noch Energie über haben, um sie in die Häuser oder in die Strukturen zu stecken. Und da nützt es auch nichts, wenn man auf den Leuten großartig rumhackt. Also, wenn sie älter sind. Wenn sie jünger sind, macht es ja manchmal noch Sinn, so `n bisschen Erziehen oder so, aber bei fünfzig Jährigen?“ (Tom: 14/15)

Eine mögliche Interpretation wäre, dass es sich hierbei um einen inneren Konflikt handelt, der darin besteht, dass es einerseits den Anspruch gibt, eigenständig, ausgeglichen („gerecht“) und selbstverantwortlich in und mit der Gruppe Gemeinschaftsarbeiten zu bewerkstelligen und andererseits das Leitbild existiert, jeden mit seinen individuellen Bedürfnissen (und Belastungen) zu akzeptieren. Zu Letzterem passt auch die Betonung von „Zwanglosigkeit“ im Wohnprojekt durch zwei Befragte. Diese Annahmen könnten eine weitere Facette von „Individualität in Gemeinschaft“, wie es Bura ausdrückte, sein. Beispiele dazu gibt es auch aus den anderen Interviews, wo es darum geht, dass beim Bau des Wohnprojekts einige Mitglieder unbedingt eine bestimmte Farbe oder ein Baumaterial wollten, die gemeinsame Entscheidung hier aber zwingend war, weil Termine für den Bau eingehalten werden mussten. Bei der Darstellung der zweigeteilten Einstellung zu den Gemeinschaftsarbeiten soll aber nicht unberücksichtigt bleiben, dass Tom im Interview immer wieder betont, ihm gefalle die gemeinsame, selbstständige Arbeit am Haus am besten. Außerdem funktioniert das gemeinschaftliche Leben selbstverständlich besser, wenn sich alle im Rahmen ihrer Möglichkeiten engagieren. Als besonders die Kommunikation fördernd und auch als Möglichkeit des Austauschs empfanden die Befragten das Zusammenleben, wenn bei einer

zufälligen Begegnung im Treppenhaus oder bei abendlichen spontanen Besuchen Gespräche entstehen. Dazu erzählt Julia:

„So, also im Garten ist schon viel gelaufen, wobei ich jetzt auch merke, seit wir oben wohnen, also, ich begegne auch mehr Leuten im Treppenhaus jetzt, auch wenn es nur unsere zwei Stockwerke sind. Also, und ich glaub` Emma auch .. /ähm/ Sie läuft dann auch so rum im Haus und auch darüber, dass eben/ Dass man spontan öfter Besuch kriegt von Kindern, von Erwachsenen, so.. Und wenn man nur irgendwas will, kurz, Emma kennt, glaub` ich mittlerweile alle, zumindest vom Sehen.“ (Julia: 3)

Eine Interviewte beschreibt, wie die Mitbewohner durch ihre unterschiedlichen Fähigkeiten einen Gang zur Beratung ersetzen:

„Ein Vorteil ist, was ich so empfinde, dass eine ganze Menge Menschen zusammen sind ,die unterschiedliche Hintergründe haben, wenn es darum geht, irgendwie Information oder Dinge raus zu kriegen, die für einen vielleicht gerade mal wichtig werden. Da muss man nicht zu irgendwelchen Beratungsstellen gehen oder irgendwo sich im Netz schlau machen, sondern es gibt für die meisten Bereiche Leute, die man fragen kann.“ (Vera: 4)

Für Vera besteht ein weiterer Vorteil darin, im Wohnprojekt zu leben, dass sie manche Erledigungen, die sie aufgrund einer krankheitsbedingten körperlichen Einschränkung nicht machen kann, mit Hilfe der Mitbewohner bewältigt. Das ist jedoch für sie nicht der Grund gewesen, in ein Wohnprojekt zu ziehen. Auf der anderen Seite sind Vera und einige ihrer Mitbewohner bereit, Verantwortung für Mitbewohner zu übernehmen, welche stärkere soziale oder psychische Probleme haben.

Vera: „Und ich würd` dazu gern was sagen, denn das gehört für mich dazu, zum Projektleben, Leben und auch zum Leben in Gemeinschaft/Dass es auch immer Sorgenkinder gibt – so nenn` ich die jetzt einfach mal- einen, der Probleme mit den Ämtern und den Jobs hat und seine Miete nicht zahlen kann, zum Beispiel. Das wird dann auch gemeinschaftlich geregelt. Der wird dann nicht sofort rausgeschmissen. Da guckt man gemeinschaftlich nach `ner Regelung: Was fehlt da? Wo ist da die Unterstützung nötig und, und, und. Dann wohnt im Nachbarhaus `ne psychisch kranke Frau. Da sind natürlich ganz andere Dinge nötig. Wo man auch mal nachgucken muss und sich auch mal kümmern muss. Das gehört dazu / und äh/ Jemand, der ewig lange auf Hartz IV ist und jetzt mit vierzig, als das Wohnprojekt anfing, das erste Mal zu Hause ausgezogen ist, der braucht natürlich andere Unterstützung, als andere. Das ist aber absichtlich und gewollt, dass solche Menschen auch in so `nem Projekt sein können und auch profitieren.“

I: Und, dass die diese Unterstützung auch erhalten. Das war euch schon von vornherein klar.

Vera: Ja, das war klar bei den Gruppen, wie sie sind, dass da immer mal der eine oder andere Ausfall ist/ .. und das immer in dem Bewusstsein auch: „So was kann jedem passieren.“ Und, dass das schon `ne/ von der Gruppe her die Grundtendenz ist /ähm/ wir gucken, dass wir das gemeinsam regeln. Und das ist wirklich nur, wenn `s über – über – haupt nicht mehr geht, wenn die Gesamtgruppe derart leidet, dass man sagen muss :“Jetzt geht `s nicht mehr,“ aber die Toleranzstufe ist da extrem viel höher als bei normalen Mietshäusern/ Zum Beispiel, wenn die kranke Frau nebenan /äh/ Zum Beispiel nachts lärmt und schreit, da ist natürlich die Toleranzgrenze hier viel höher und wir haben auch Möglichkeiten, dann da einzugreifen. Sprich: Dass /äh/ Jemand in die Wohnung kann, beruhigen oder so was. Da wird man ja nicht die Bullen anrufen. Da müssen schon Extremsachen auftauchen, dass da /äh/ anders verfahren wird .. Also das ist mir noch mal wichtig, also, dass auch Menschen, die /äh/ .. nicht gestanden ihr Leben normal geregelt kriegen alleine, Platz haben in so `nem Wohnprojekt. Das find` ich wichtig.“ (Vera: 9/10)

Nicht mit der gleichen Idee, jedoch ebenfalls mit einer konzeptionell begründeten Hilfe, bieten die jüngeren Bewohner im Wohnprojekt, in dem Marie mit ihrer Familie lebt, den älteren Mitbewohnern Unterstützung an und erfahren im Austausch (aber nicht im Sinne eines Tauschgeschäfts, als Zwang) selbst welche:

„Also, ich hab` da super profitiert. Also, Farin ist hier geboren, der ist mein/ Der Kleine ist jetzt `n Jahr alt. Und ich Glaube, alle haben Farin schon mal gehütet, dann bin ich zur Massage kurz rüber oder durfte mal kurz Laufen gehen. Alle haben, glaub` ich, schon mal auf Farin aufgepasst, von den Älteren. Das war schon toll. Also, das ist echt super. Oder Alma war da ganz krank, die war gestürzt, und dann haben wir alle reihum sie laufend bekocht, also ganz spontan, jeder hat mal was runter gebracht und der eine hat `nen Rollstuhl besorgt, der Nächste hat ihr zu Essen gebracht, jemand anders hat die Medizin geholt. Oder Esther, die schon/ Die hat Parkinson und ist auch schon etwas eingeschränkter dadurch, die hat so `n, vielleicht hast du `s gesehen, so `ne Uhr auf ihrer, wenn du rein kommst, und da sieht man immer dran, ob sie da ist oder nicht, weil sie ist schon zwei Mal gestürzt und .. /ähm/ Kam dann auch nicht an ihr Handy ran, und dann ist so neuerdings eben, dass sie immer gucken: „Oh, ist sie da?“ Und wenn/ Keiner/ Also. Wenn nicht die Uhr entsprechend gestellt ist auf Donnerstagvormittag, und heute Donnerstagvormittag, wenn das jetzt noch auf Mittwoch stehen würde, dann würden wir immer nachhaken. .. Die Tochter von Nebenan, die große, die Hütet hier. Die großen Mädels machen den Hausflur sauber für alle. Na, die kriegen natürlich auch `n bisschen was dafür. ((lacht))“ (Marie: 11)

Auch Swantje beschreibt, wie sich die Mitbewohner gegenseitig unterstützen, dass es manchmal auch nicht funktioniert und dass Krisen auch Thema im Plenum sein können:

„Wir haben alle reihum unsere Lebenskrisen.. Also, ich glaube für die, die einsam wohnen, also die Singles, ist das Plenum `ne wichtige Runde, weil sie da auch ihre Lebenskrisen äußern können und auch ihre Befindlichkeiten u n d einfach Tränen lassen können /mmh/ Jetzt für die speziellen Krisen würde der oder diejenige dann die Leute ansprechen, die er braucht. Klar, das gibt es auch, dass alle auf der Matte stehen und helfen wollen, und so, aber sie sind wirklich /ähm/ unterschiedlich.(...) Es gab viele Krisen auch schon, wo nicht.. Also, wo Mitbewohner auch gemeldet haben, dass sie keine Unterstützung bekamen, die es, meines Erachtens aber auch nicht richtig kommuniziert haben, was sie brauchten und was sie möchten .. und dann gibt es einige, die im Alltag Unterstützung brauchen. Die Alexandra mit dem Rollstuhl zum Beispiel, also/ Und, die holt sich dann die Leute ran, die sie braucht. Also zum Kaffee aufsetzen, zum Beispiel oder, na eben irgendwas zu helfen.“ (Swantje: 6)

Diese drei Beispiele von Hilfen in sozialen Problemlagen, Lebenskrisen oder Unterstützung bei Alter und Krankheit könnten für eine nicht- homogene Mischung der Bewohnerschaft sprechen. In dem einen Fall ist es die Altersmischung, während im anderen Fall die soziale Mischung gemeint ist. Das Thema des Mischungsverhältnisses der Bewohner kann hier jedoch nicht weiter vertieft werden.

Die häufigen sozialen Beziehungen bestehen zu den Mitbewohnern, mit denen die Interviewten gerne etwas machen und näher befreundet sind. Das unterscheidet sich nicht so sehr zu der Nachbarschaft in normalen Mietshäusern, wobei die Familien sich in vier Fällen ein Wohnprojekt gesucht haben oder mit Menschen eine Gruppe gegründet haben, die sie bereits kannten. Thematisiert wurde von den Befragten, welche Kompetenzen für ein Leben im Wohnprojekt nötig seien. Zwei Interviewte betonen besonders im Projektleben die

Bereitschaft, sich zu engagieren und gegenseitig Hilfen zu leisten. Alle Interviewten sprechen davon, dass Eigenschaften wie Eigenständigkeit, Verantwortungsgefühl und eine gute Kommunikationsfähigkeit wichtig für ein Leben im Wohnprojekt sind. Dazu berichtet Julia: „Ich finde, die Leute gehen hier echt nett miteinander um und auch sehr .. geduldig, so.“ (Julia: 7)

Zwei Befragte waren der Ansicht, dass sie diese Kompetenzen durch die Erfahrungen in politischen Gruppierungen und anderen Lebensgemeinschaften sammeln konnten. Für eine Befragte war es, wie bereits beschrieben, sogar ein Auslöser für eine Familiengründung und eine weitere Interviewte beschrieb ebenso ihre früheren Erfahrungen mit einer

Lebensgemeinschaft als sehr positiv und für ihr späteres Handeln prägend. Lisa sagt dazu:

„Ja, also, wie gesagt früher war ich auch in der AntiFa zum Teil tätig (...) Und ja, auf Grund dessen, weil ich in meiner Vergangenheit ganz viel Plenen mitbekommen hab` oder, ne, irgendwelche/ Damals auch in dieser Hippie- Szene, wo ich lange Zeit auch gelebt habe, bevor ich nach Hamburg kam, da saßen auch mindestens ein Mal im Monat immer alle am Tisch und mussten über irgendwas reden.“ (Lisa:16)

Alle Befragten gaben im Kurzfragebogen an, dass sie schon einmal in einer Wohngemeinschaft gelebt haben. Dieser Umstand und die Tatsache, dass fünf Interviewte in weitgehend sozialen Berufen arbeiten, kann aber auch in der Methode der Auswahl und der geringen Anzahl der Interviewpartner begründet liegen. Die Art des Berufes könnte ebenfalls auf bestimmte Kompetenzen oder Interessen (z.B. daran, in einem Wohnprojekt leben zu wollen) der Befragten hinweisen. Aus ihrer subjektiven Sicht empfanden zwei Befragte den Anteil an Menschen aus medizinischen - sozialen Berufen in ihrem Wohnprojekt spontan als sehr hoch, während eine Befragte den Anteil als nicht nennenswert hoch beurteilte. Eine größere quantitative Untersuchung zu diesem Thema könnte aufschlussreich sein. Die Äußerung einer Interviewten, Marie, fasst die in diesem Kapitel angesprochene Thematik gut zusammen, wenn sie sagt:

“Du musst echt Lust auf Menschen haben und auf die Auseinandersetzung mit denen, sonst haut das nicht hin. Das ist echt `ne Voraussetzung. Wenn du eher so dein eigenes Ding machst. Das geht nicht.“ (Marie: 16)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass fast alle Interviewten ein ambivalentes Verhältnis zu der Belastung durch gemeinschaftliches Arbeiten, Gremien und der Übernahme von Verantwortung äußern, was darin begründet liegen könnte, dass sie die Vorteile, welche sie durch das Leben im Wohnprojekt genießen, dagegen halten. Eine weitere Annahme für diese Zweischneidigkeit ist der Umstand, dass die Eigenverantwortlichkeit und Selbstständigkeit von den Interviewten ebenso gewollt ist. Bei allen vorhandenen Konflikten werden darum auch die positiven Seiten der gemeinschaftlichen Aktivitäten sowie die

Lösungsfähigkeit der Beteiligten und die Vielseitigkeit der Kommunikationsmöglichkeiten hervorgehoben.

Ein hohes Maß an sozialen und kommunikativen Kompetenzen sowie die Fähigkeit, nicht nur für die Organisation des Familienalltags, sondern auch für die der Gemeinschaft Verantwortung zu übernehmen, sind erforderlich.

Eine Ausnahme scheinen dabei die von Vera beschriebenen Mitbewohner zu sein, für die eine Verantwortung in diesem Bereich von den anderen Bewohnern bewusst mitgetragen wird (unabhängig davon, ob die mitgetragenen Bewohner eventuell ihrerseits einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten). Welche Aspekte der Ergebnisse außerdem noch für das Leben von Eltern mit Kindern in Wohnprojekten relevant sind, wird im nächsten Abschnitt beschrieben.

3.2.3 Elternschaft und Kindheit

In diesem Kapitel sollen die von den Interviewten genannten Vor – und Nachteile und die Lebensgestaltung herausgearbeitet werden, welche sich möglicherweise für das Zusammenleben im Wohnprojekt bei Familien mit Kindern im Haushalt ergeben. Die bisherigen Ergebnisse sind nicht durchweg abhängig davon, ob die Befragten eine Familie haben oder nicht. Der besondere Stellenwert von Familien in Wohnprojekten wird aber klarer, wenn die Sichtweisen von Eltern und Kindern, bzw. Jugendlichen mit einbezogen werden. Gegeben durch die Methode der qualitativen Studie, konnte eine subjektive Sichtweise eines (Eltern-)Teils der Familie erfasst werden. Es ergibt sich daher, da ausschließlich Eltern befragt wurden, zwangsläufig, dass die Positionen der Kinder und Jugendlichen nur aus der Perspektive der Eltern beschrieben werden können. Damit ist die Kinderperspektive „doppelt gefiltert“ wiedergegeben. Es soll dennoch der Versuch unternommen werden bei der Interpretation der Ergebnisse die Bedeutung eines Themenfeldes jeweils für Eltern und Kinder aufzuschlüsseln. Es ist davon auszugehen, dass sich im Endeffekt die Einflüsse des gemeinschaftlichen Lebens auf die einzelnen Familienmitglieder, auch auf das ganze System der Familie auswirken.

Bei dieser Betrachtung sollen wiederum die Nutzung der Räumlichkeiten und die Art der Aktivitäten, sowie die Kommunikation und Unterstützungsmöglichkeiten, als auch die Folgen, welche bei Veränderungen in der Familie entstehen, berücksichtigt werden.

3.2.3.1 „Ich find`s für Kinder `ne optimale Struktur.

In anbetracht der Enge im Stadtteil.“ (Tom: 11)

- Über Sicherheit verfügen und Frei-Räume zulassen

Jede Wohnung in den Wohnprojekten bietet den Kindern ausreichend Platz, meist ein eigenes Zimmer. Von der Art und dem Umfang an gemeinschaftlichen Räumen und Flächen profitieren auch die Kinder, da einige meist extra für sie eingerichtet sind oder sie bestimmte Zeiten für die Nutzung allein oder mit den Eltern zur Verfügung haben sowie die Möglichkeit besteht, sich mit größeren Gruppen zu treffen (vgl. 3.2.2.1)). Das unkomplizierte Feiern von Kindergeburtstagen wurde beispielsweise von fünf Befragten erwähnt. Für alle Befragten galt, dass stets bei Bedarf mit den Bewohnern eine Nutzung flexibel abgestimmt werden könne.

Abgeschlossene Höfe und Gemeinschaftsgärten, die den Kindern als Spielraum dienen, vermitteln den Eltern ein Gefühl der Sicherheit, da die Kinder nicht weggehen können und die Möglichkeiten, dass jemand von außen hinein kommen kann, begrenzt sind. Tom erzählt das folgendermaßen:

„Das heißt, es ist viel ruhiger. Also die Struktur ist `ne ganz andere, also viel familiärer und /ähm/ sicherer sag ich mal.(...) Ich muss nicht Angst haben, dass irgendwelche „Honks“ kommen, die da Stunk /äh/ Streit suchen oder so /ähm/ und das Konfliktpotential ist einfach auch ganz anders als im alten Hof.“ (Tom: 11)

Betont wird dieser Umstand eher von den Befragten mit jüngeren Kindern, da es für die Eltern der älteren oder jugendlichen Kinder, mit gewachsener Selbstständigkeit, nicht mehr eine so große Rolle spielt, diese in solch einer Form der Sicherheit zu wissen. Zum Sicherheitsempfinden gehört auch, dass jeder im Haus die Kinder kennt und im Notfall helfen kann, wie Julia berichtet:

„ Und ich find `s halt schon auch `ne Entlastung, einfach alle Leute zu kennen und zu wissen/Also sowohl mein Kind kann überall klingeln, wenn sie mal, was weiß ich, nicht nach Hause findet oder keine Ahnung, irgendwas ist ((lacht)) so und die wird auch nicht/ Also /ähm/ Stundenlang schreiend im Treppenhaus stehen, wenn sie da runter gefallen ist ,oder so. Da wird jemand raus kommen und die kennt die Leute und als auch irgendwie: Ich kann auch überall hinkommen, das weiß ich einfach.“ Julia: 14)

In dieser Beziehung ergeben sich ebenso für die Jugendlichen, trotz ihres Alters, weiterhin Vorteile. Eine der Interviewten schildert das am Beispiel einer nächtlichen Situation, in der ihre jugendlichen Kinder durch die Hilfe der Mitbewohner wieder in die Wohnung kamen, als sie sich ausgeschlossen hatten.

Die Kinder haben ebenso wie die Eltern das Gefühl von Sicherheit und Vertrauen, wenn sie alle Nachbarn kennen und von diesem geschützten Raum ausgehend ihre Umwelt weiter entdecken können. Die Spielräume und die Spielgefährten im Haus sind unkompliziert, ohne großen Organisationsaufwand oder Hilfe von Erwachsenen zu erreichen.

Das fördert die Entwicklung zur Selbstständigkeit, erleichtert den Kinder- und Erwachsenenalltag und trägt schlicht zur allgemeinen Zufriedenheit in der Familie bei. Das verdeutlicht eine weitere Ausführung Julias:

Also einfach, dass sie/ Das merk ich halt jetzt, vor allem wo wir halt eben hier oben wohnen, dass sie einfach dann alleine hoch/ Also sie geht wirklich alleine zu ihren Leuten, die sie/ Wo sie dann klingeln will oder geht alleine unten, in unserer ehemaligen Wohnung, da wohnt das Meerschweinchen. Dann geht sie halt immer runter und füttert da die Meerschweinchen. Also ich brauch` mir auch keine Sorgen zu machen, weil /ähm/ die wird nach Hause geschickt wieder, zur Not an die Hand genommen und nach Hause gebracht. Oder/ Also und die kennt halt die Leute und alle kennen sie. Das ist ganz O.K. und eben auch mit diesem Spielplatz, dass man da nicht immer mitdackeln muss, sondern / also ich lass` sie noch nicht alleine auf den Spielplatz, aber wenn da andere mit dabei sind, ist es O.K. ...

(Julia: 14/ 15)

An diesen Berichten wird bereits deutlich, dass das Netzwerk der Mitbewohner durch ihre Hilfsangebote untereinander zu diesem Sicherheitsgefühl beiträgt. Sie kennen die Kinder, sie achten auf diese, um notfalls einzugreifen.

Genauso, wie die zum Wohnprojekt gehörigen Menschen und die von den Kindern genutzten Wohnungen, Treppenhäuser, Gemeinschaftsräume und Außenflächen den Kindern ein Fundament an Sicherheit bietet, gewähren sie ihnen zugleich Freiräume, sich zu erproben. Benannt werden diese Aspekte hauptsächlich von den vier Eltern mit jüngeren Kindern. Lisa, deren Kinder 14 und 16 Jahre alt sind, meint aber ebenfalls, dass die Jugendlichen in ihrem Haus Freiräume nutzen könnten. Die Eltern wissen innerhalb des sicheren Rahmens nicht immer, wo sich die Kinder gerade genau aufhalten, und die gebotenen Gemeinschaftsräume und Gärten werden von ihnen dazu genutzt, einmal etwas „heimlich“ zu tun oder einfach unbeobachtet zu spielen. Zwei der befragten Eltern verglichen diese Spiel- und Rückzugsmöglichkeiten mit den Erfahrungen, die sie früher selbst, in zum Teil ländlicher Umgebung, machen konnten und die im städtischen Umfeld sonst nicht immer möglich sind. Interessant ist, dass sich hier auch für die Lebenswelt der Kinder im Wohnprojekt wieder die beiden Komponenten von Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen in Verbindung mit individueller Freiheit und Selbstständigkeit finden, wobei die Abhängigkeit und Wichtigkeit dieser beiden Faktoren voneinander bei Kindern viel deutlicher hervortreten (Freiheit lässt sich eben nur auf der Basis von Sicherheit entwickeln).

Von einem Befragten, Tom, wurde ebenso die Infrastruktur des Umfelds mit einbezogen, weil es für ihn und seine Kinder, bedingt durch die städtische Lage, kurze Wege zu Freizeitorten, Freunden, Schule und Kindergarten gibt:

„Ja, du kannst so sagen, das, was die Kinder sonst an Freiräumen nicht haben in der Stadt, so, das Gefühl hast du damit so`n bisschen auch.“ (Tom: 11)

Marie sieht es ähnlich:

„ (...) die sind ja auch so unglaublich gut behütet / Neulich war dann der Gemeinschaftsraum auf und dann waren sie da heimlich drin und haben da, ich weiß nicht was (...) in unserer gut behüteten Zeit, .. das waren wir ja als Kinder ja nicht so, nie /Also, wo konnten wir überall spielen, wenn ich mich zurückerinnere, auch mit sechs bin ich dann mit meiner Freundin in Wald gegangen. Das war ganz klar. Da durften wir alleine in den Wald und haben dann da am Bunker gespielt. Das war ganz unheimlich und aufregend, aber das war auch toll.“ (Marie: 12)

Alle Interviewten meinten, die Akzeptanz der Kinder und ihres altersüblichen Verhaltens sei in den Häusern der Wohnprojekte höher. Begründet wurde dies damit, dass sich die Bewohner näher kennen. Diejenigen, die in Häusern mit vielen Familien leben, nennen als weitere Ursache für ein größeres Verständnis, dass die Nachbarn viele Situationen aus eigenem Erleben nachvollziehen können. Trotzdem hatten die Interviewten in drei Fällen bereits Konflikte in den Projekten über die Lautstärke von Kindern (vgl. 3.2.2.2).

3.2.3.2 „Das finde ich einfach optimal, dass man nicht das Gefühl haben muss:

Mama, Papa, Kind müssen jetzt die Lösung haben.“ (Swantje:14)

- **Voneinander lernen und miteinander wachsen**

Es ergeben sich für die Kinder in den Wohnprojekten der für diese Studie befragten Eltern häufiger Wege, mit anderen Kindern in Beziehung zu treten. Eine Befragte stellte fest, dass viele Kinder in einem Haus zusammenleben sei sonst in der Stadt, bedingt durch die demographische Entwicklung mit der Tendenz dazu, keine Kinder zu haben, nicht immer gegeben. Eine weitere Interviewte betonte nicht nur die zahlreichen Kontaktmöglichkeiten der Kinder untereinander, sondern auch die Chance, zu Kindern unterschiedlichen Alters Kontakte zu haben. In Schulen und etwas weniger auch in Kindergärten sind die Gruppen meist altersgleich strukturiert. Engere Beziehungen im häuslichen Umfeld zu jüngeren und älteren Kindern zu knüpfen, können meist nur Kinder mit Geschwistern. Familien mit mehr als einem Kind nehmen statistisch betrachtet ab. Darüber hinaus erweitern sich die Möglichkeiten, Menschen zu erleben, die beispielsweise einer anderen Generation angehören (der Großelterngeneration), die eine andere Art des Lebens führen, andere Familienformen haben oder mit Behinderungen leben. Hauptsächlich bei drei Interviewten ist das im Wohnprojekt möglich. Die erhöhte Anzahl und Verfügbarkeit potentieller Ansprechpartner ist ebenfalls von allen Eltern positiv beurteilt worden. Julia beschreibt dazu, dass sie sich nicht mehr so einsam fühlt, seit sie im Wohnprojekt wohnt.

„Also ich find` s vor allem auch halt gut, wenn man überall quatschen kann zwischendurch und nicht so alleine rumhockt und sich so einsam fühlt, irgendwie. Also ich hatte das ganz oft nach der/ Also so am Nachmittag. Die war immer bei der Tagesmutter und dann hatte ich immer so den ganzen Nachmittag ((lacht)). Also grad so im Winter. Da hab` ich schon manchmal echt/ Grad in so anstrengenden Zeiten .. So dann/ Also ich hatte auch viel Besuch und wir haben auch was organisiert oder waren auch irgendwo, aber trotzdem. Also ich finde jetzt wird sowieso alles leichter, weil sie jetzt älter ist, so uns da bin ich eh` irgendwie entspannter, aber /äh/ aber damals hätte ich mir das auch schon gewünscht. Da kann man, was weiß ich, da kann man als Erwachsene wenigstens mit jemand gemeinsam dann im Garten sitzen und die Kinder buddeln da rum, oder so ((schmunzelt)). Musst nicht immer alles so/ Lange vorher Termine machen und dann klappt es doch nicht und du hockst wieder alleine rum. Also ich find` das `n großen Vorteil.“

(Julia: 14)

Julias Aussage vermittelt den Eindruck, dass sie sich durch die Gemeinschaft ein Stück weit sicher und aufgehoben fühlt.

Von drei Interviewten wird geäußert, dass sich die engeren Beziehungen, so wie im normalen Mietshaus auch, auf einige Personen oder Familien beschränken. Obwohl Swantje berichtet, im Haus keine „Partner“ zu haben (vgl. Swantje: 3), hatten sich die Mütter im Wohnprojekt vorgestellt, viel Zeit miteinander zu verbringen. Wegen der Veränderungen nach der Elternzeit haben sie jetzt jedoch kaum die Gelegenheit dazu. Trotzdem profitieren die Eltern, nach Swantjes Ansicht und ihrer Erfahrung mit den Mitbewohnern, davon, miteinander über Erziehungsfragen sprechen zu können, voneinander zu lernen, indem sie sich gegenseitig im alltäglichen Umgang mit den Kindern in unterschiedlichen Situationen erleben. Das wirkt auf die eigenen Gefühle zurück, so resümiert sie, und wirkt positiv auf die Stimmung in der Familie, denn die Erfahrung wird nicht mehr als etwas Außergewöhnliches empfunden.

Wir Eltern von Kindern profitieren sehr davon, dass wir beobachten, wie die anderen Eltern erziehen oder bestimmte Konflikte lösen oder was sie falsch machen oder was sie besonders richtig machen, oder so. Und das ist genau das, was ich auch meinte, was mir für/ Was ich brauchte damals für /äh/ .. ursprünglich, als ich Kinder .. haben wollte und das/ Das finde ich einfach optimal, dass man nicht das Gefühl haben muss: Mama, Papa, Kind müssen jetzt die Lösung haben, sondern /ähm/ Es kann sein, dass man die einfach lernt, nebenher, ((leicht ironisch)) weil die einen gerade einen Konfliktmanagementkurs gemacht haben oder gewaltlose Kommunikation gemacht haben und davon erzählen abends. Oder /ähm/ Die Teenager-Eltern schon die großen Teenager-Krisen haben und schon überlegen, ob es noch `nen Ort gibt, weiter weg als Neuseeland...Für `nen Austausch ((lacht)). Oder/ Ja, das relativiert alles, was du dann zu Hause erlebst, weil es irgendwie alles selbstverständlich wird und viel entspannter.

(Swantje:14)

Die Kinder können so erfahren, wie das Verhalten, der Alltag, der Umgang miteinander in anderen Familien gestaltet wird und finden dort eventuell andere erwachsene Bezugspersonen. In einem Fall ist es so, dass das Kind eine Beziehung zu einer kinderlosen Frau im Haus aufgebaut hat.

Die gegenseitige Entlastung durch zeitweilige Übernahme der Betreuung der Kinder wurde von den Befragten als besonders wichtig genannt. Dazu zählt das abendliche Aufpassen auf die Kinder, aber auch, dass ein Mitbewohner mit mehreren Kindern aus dem Haus zum nahe

gelegenen Spielplatz geht. Diejenigen mit jugendlichen Kindern erwähnten es als Möglichkeit, bei ihren Mitbewohnern auf die Kinder aufzupassen oder genossen eine ähnliche Form der Unterstützung, wenn beispielsweise Lisa davon berichtet, wie ihr Sohn durch Mitbewohner Nachhilfe bei den Klausurvorbereitungen erhielt. Teilweise übernehmen die älteren Kinder oder Jugendlichen in den Häusern das Kinderhüten bei den Nachbarn. Die Betreuung bei den jüngeren Kindern verläuft dabei, soweit es den Interviews zu entnehmen ist, überwiegend spontan nach Absprache. Bei einer Interviewten, Marie, war ein Betreuungsangebot des jüngsten Kindes durch die Mitbewohner verbindlich. Nur so war sie in der Lage, frühzeitig wieder zu arbeiten oder schlicht über ein wenig Freizeit für sich selbst zu verfügen.

„Also, ich hab` da super profitiert. Also, Farin ist hier geboren, der ist mein/ Der Kleine ist jetzt `n Jahr alt. Und ich glaube, alle haben Farin schon mal gehütet. Dann bin ich zur Massage kurz rüber oder durfte mal kurz Laufen gehen. (...) Und ich hab` viel Positives `rausgezogen. Also, ich hätte nicht/ Das mit dem Arbeiten hätte ich nicht machen können, weißt du, ich hab` zwei Monate, nachdem Farin geboren wurde, wieder angefangen zu arbeiten, zu unterrichten und denn haben die phasenweise die Kinder gehütet / Wenn /Oder Farin gehütet, wenn ich /ähm/ Dann Yoga-Kurse gegeben habe. Oder denn ist dann Carla auch mal krank geworden, dann haben sie noch `n zweites Kind dazu gehütet. Das wär` nie gegangen und für mich ist das super. Da geb` ich gerne was. Ich hab` viel gekriegt.“ (Marie: 11/13)

Fünf der Befragten berichteten davon, dass die Kinder teilweise Verantwortung im Projekt übernehmen, wenn sie Aufgaben und kleinere Pflichten erfüllen. Bei einem der vier Wohnprojekte geschieht dies in besonderer Weise. Dort sind die Kinder durch ein mittels erwachsener Bewohner angeregtes und unterstütztes, regelmäßiges Kinderplenum in die Belange des Wohnprojekts (also auch mit ihren Belangen) miteinbezogen. Dabei geht es beispielsweise um die Verteilung von Aufgaben an die Kinder, wie die Beteiligung am Aufräumen des Gemeinschaftsraums, aber auch um Konflikte, die zwischen Erwachsenen und Kindern bestehen können. Das Kinderplenum steht im Austausch mit dem Erwachsenenplenum. Wenn nötig, können sie ein Kind dorthin entsenden. Den Kindern wird damit eine Plattform für ihre Belange und ein demokratisches Erprobungsfeld geboten, wobei sie auch auf einer formalen Ebene die Akzeptanz der Mitbewohner erfahren.

Swantje: Nee, es gibt auch `nen regen Austausch. Es gibt auch zum Beispiel Entscheidungen, wie zum Beispiel: Kein Lärm im Treppenhaus. Wir hatten/äh/ Wir haben Mitbewohner, die einfach ((Schmunzelt)) sehr lärmempfindlich sind, die auch ihre Arbeitsräume zum Treppenhaus hin haben und wenn die Kinder dann genau zur Ruhezeit womöglich auch noch aus der Schule, denn /äh/ tröten die durch `s Treppenhaus, rutschen am Geländer und riesen Rabatz und knallen mit den Türen. Die anderen haben ja ihre Türen zum Treppenhaus. Und da gab `s halt irgendwie Protest, noch `ne Auseinandersetzung. Und im Plenum wurde darüber geredet, auch mit den Eltern. Und in dem Kinderplenum wiederum haben die Kinder dann ihre .. Gegenaussagen formuliert und zwar unter sich.

I: Mmh

Swantje: ((lacht)) Und da kamen dann auch so Sprüche wie: „ Wir fühlen uns ausgenutzt. Immer wenn ihr euch trifft und wenn ihr es toll findet, dass wir Kinder dabei sind, dann werden wir alle `rangepiffen, da müssen wir alle da mitspielen und - tanzen und so weiter, aber wenn ihr uns nicht gebrauchen könnt, dann sollen wir uns möglichst .. transparent machen und nicht vorhanden sein, nicht atmen, kein Lärm machen und keinen Spaß haben.“ /äh/ oder dann, ja, so/ Oder: “ Wir finden es zum Kotzen, wenn wir angeschrien werden, wenn wir teilweise überhaupt nichts gemacht haben.“ Oder, ne, `s ist ganz gut. Das tragen die dann wiederum, die Erwachsenen, die das Kinderplenum leiten, oder auch , das gab `s auch schon öfters, bei wichtigen Themen: Die Kinder haben sich dann vorbereitet, richtig beim Kinderplenum, wie sie Sachen ins große Plenum tragen wollen, ihre Ansichten oder ihre Wichtigkeiten. Das ist auch super. Da lernen die halt, da vorne zu stehen und es zu sagen/ Ja und am Anfang war es natürlich super zappelig und ((lacht)) etwas schwierig und so allmählich lernen sie es auch zu sagen: „Wir Kinder finden ...“

(Swantje: 5)

Warum diese Form der Beteiligung der Kinder gerade nur in diesem Wohnprojekt entstand, in welchem Familien, ebenso wie Singles, Paare ohne Kinder und alte Menschen leben, lässt sich nicht ergründen. Wahrscheinlich liegt es an der jeweiligen individuellen Zusammensetzung mit den jeweils persönlichen Ansprüchen der Bewohner, ob ein Kinderplenum zustande kommt. Die Reaktionen darauf, wenn es im Interview oder Nachgespräch auf dieses Thema kam, reichten bei den anderen Befragten von Interesse bis hin zu Unverständnis.

Einige Aspekte aus diesem Abschnitt sind zusammenfassend zu nennen. Eine gegenseitige Betreuung der Kinder wird von allen geschätzt und lässt sich, gegeben durch das Zusammenleben, spontan oder verbindlich umsetzen. Das ließe sich in normalen Wohnhäusern ebenso arrangieren, jedoch ist die Bereitschaft und Erwartung diesbezüglich in den Projekten der Interviewten von Anbeginn höher.

Ein weiterer Punkt ist, dass dort, im Vergleich zu anderen Häusern, überhaupt mehrere Familien mit Kindern und in vergleichbaren Situationen vorhanden sind. Das gegenseitige Verständnis ist dadurch gegeben, dass sich viele Mitbewohner als Familien in der gleichen Lage befinden oder einst befanden und sich persönlich kennen. Die Struktur der Räume und der Kommunikation können zur Umsetzung der auf den unterschiedlichen Ebenen möglichen Kontakte oder Aktivitäten beitragen. Durch die Möglichkeit des regelmäßigen, verbindlichen Austauschs im Plenum können auftretende Schwierigkeiten mit dem Verhalten von Kindern und Jugendlichen im Projekt besprochen werden, was ebenfalls zur Akzeptanz beiträgt. Wenn Eltern, falls sie es wollen, Austauschmöglichkeiten mit anderen Eltern oder Erwachsenen haben können, hat das den Vorteil, dass die Familie entlasteter ist, weil sich zum Beispiel Erziehungsfragen oder Probleme durch diese Kontakte lösen (bzw. gar nicht erst entstehen) oder die Eltern entspannter damit umgehen können. Es eröffnet sich noch eine andere Betrachtungsweise bei der Überlegung, dass eventuell auch die Kinder davon entlastet werden.

Die Entlastung könnte darin bestehen, sich für die Eltern, wenn diese zum Beispiel alleinerziehend sind, nicht übermäßig verantwortlich zu fühlen oder als Ersatz für eine emotionale Beziehung zu einem anderen Erwachsenen zu fungieren. Das ist eine Interpretation über die Interviews hinaus und war bei keinem der für diese Studie Interviewten derart thematisiert worden.

3.2.3.3 „Und dann muss man gucken, was die Zeit bringt, was ansteht.

„Ne Lösung gibt `s garantiert.“ (Vera:7)

- Der Umgang mit Veränderungen in der Familie

Das folgende Thema hängt eng mit dem vorhergehenden zusammen, so dass sich einige Aspekte überschneiden. Alle Interviewten wurden danach befragt, ob und in welcher Weise sie bei familialen Veränderungen wie Trennung, Auszug der Kinder oder Familienzuwachs weiter im Wohnprojekt leben könnten und ob sich die Räume eventuell zu diesem Zweck umstrukturieren ließen oder sich andere Unterstützungsformen finden ließen. Es geht aus den Berichten der sechs Interviewten hervor, dass sich mit dem Heranwachsen der Kinder und dem eigenen Älterwerden sowie den damit verbundenen Veränderungen vier befragte Personen auseinander gesetzt haben. Bei zwei der Interviewten spielte der Gedanke daran, in welche Richtung die Situation in der Familie sich zukünftig ändern könnte, schon bei der Planung der Wohnungen eine Rolle. Diesen beiden war bei der Planung bewusst, dass ihre Kinder als Jugendliche und junge Erwachsene möglicherweise eigenständiger oder in einer abgeschlossenen Wohneinheit leben möchten. So lässt sich eine der Wohnungen jetzt schon durch separate Eingänge betreten und ist lediglich durch einen Balkon zur gemeinsamen Küche miteinander verbunden. Dazu sagt Lisa:

„Ich hab` das damals schon extra so angelegt, weil ich gedacht hab, wenn Se doch mal studieren oder irgendwas machen, dann ist `s wie `ne WG, ne, aber nicht dieses klassische Wohnzimmer und so weiter, sondern jeder hat da wirklich einfach sein eigenes Rückzugsding, eben seine Rückzugsmöglichkeit und die große Wohn- Küche.“ (Lisa: 10)

Die Wohnung der zweiten Interviewten, die diesen Aspekt berücksichtigte, ist durch flexible Wasseranschlüsse und das Einziehen von Wänden unkompliziert in zwei kleinere Wohnungen verwandelbar. Gleichzeitig ist diese Wohnung so eingerichtet, dass sie, sollte sich der gesundheitliche Zustand des einen Kindes verschlechtern, auch rollstuhlgerecht wäre.

Hier war wahrscheinlich die besondere Situation des Kindes auch maßgeblich die Ursache dafür, bei der Planung bereits mögliche zukünftige Änderungen mit einzukalkulieren, um bei Bedarf flexibel reagieren zu können. Eine weitere Interviewte beschäftigt sich mit der Möglichkeit, den älter gewordenen Kindern im Wohnprojekt weiterhin eine Wohnform zu bieten, indem das Projekt eine Jugendetage einrichtet:

„Was /äh/ immer so `ne Idee ist, die da so vage im Kopf `rumschwirrt, wenn die Kinder dann älter werden, ob man nicht mal so was wie `ne Jugendetage hat und dann die Älteren zusammenziehen. Das wird sich zeigen. Es besteht ja auch die Möglichkeit/ Im Nachbarhaus sind andere, kleine Wohnungen, so Einpersonwohnungen, wenn sich da was mit Familie ergeben würde und zeitgleich hier nicht mehr Familie, dann kann man auch irgendwie quertauschen. Also, solche Gedanken gibt `s schon. Und dann muss man gucken, was die Zeit bringt, was ansteht. `Ne Lösung gibt `s garantiert.“ (Vera: 7)

Im Wohnprojekt, in dem Tom lebt, können die Bewohner auf langjährige Erfahrungen mit den Wandlungsprozessen von Familien zurückgreifen. Es hat dort bereits diverse Wohnungswechsel gegeben und viele jetzt erwachsene Kinder haben in einem der zum gesamten Verbund des Projekts gehörenden Häusern eigene Haushalte oder Wohngemeinschaften gegründet.

Für Tom spielte der Gedanke des möglichen Wandels in der Familie bei der Entscheidung, im Wohnprojekt zu leben, keine Rolle. Ein Thema für ihn ist aber die Auseinandersetzung mit der veränderten Situation im Alter und wie diese im Wohnprojekt aufgefangen werden könnte:

„Letzten Endes ist es so, dass wir alle höchstwahrscheinlich in dreißig Jahren alle ziemlich wenig Geld haben werden und uns eine Wohnung in der Stadt sowieso kaum noch leisten können. Aber wenn ich weiß, dass ich dann runter bin mit den Kosten für die Wohnung und den eigentlichen Genossenschaftsgedanken weiter verfolge, dann hätte ich im Alter die Möglichkeit, in einer kleineren Wohnung, innerhalb der Genossenschaft, doch leben zu bleiben. Weil: Das sieht ja nicht so gut aus mit den Renten und bis dahin dürften die Mieten noch um einiges teurer geworden sein. Und das ist noch so ein bisschen offen, weil das wünschen sich alle, die da schon immer gewohnt haben und auch im Vorstand sind oder sonst wie.“ (Tom: .21)

Eine der Befragten hätte, da ihre Wohnung aus zwei zusammengelegten Einheiten besteht, ebenfalls zahlreiche Möglichkeiten, diese zu verwandeln. Diese Wandelbarkeit ist jedoch zufällig durch die besondere Größe der Familie entstanden. Bei dieser Person, Marie, ist das Leben nicht planbar, mit der Konsequenz, dass bei der Gründung des Wohnprojekts und aktuell der Gedanke an zukünftige Veränderungen für sie keine Rolle spielt, sondern im Gegenteil als absurd angesehen wird:

„Vor zehn Jahren wusste ich nicht mal, dass ich mal irgendwann vier Kinder haben werde, von daher, was weiß ich was in zehn Jahren ist? ((lacht)) Vielleicht bin ich dann im Ashram in Indien, ich weiß es nicht. ((lacht)) Mit meinen ganzen Kindern, kann ich mir auch vorstellen. ((lacht)) Ich weiß es nicht. So lange plane ich nicht. (...) Ich kann mir das aber an sich, also, was ich so bei den Alten erlebe, an sich gut vorstellen, hier auch älter zu werden. Ich kann mir aber auch vorstellen, auf `s Land zu gehen.“ (Marie: 14)

An diesem Beispiel wird deutlich, dass das Gefühl der ständigen Wandelbarkeit und Offenheit des Lebensverlaufs bei Marie, ganz unbeeinflusst von der derzeitigen Lebensform, besteht. Eine der Befragten war bereits ein Vierteljahr nach dem Einzug, in Form eines Ringtausches, in eine andere Wohnung des Projekts gezogen. Sie war somit mittelbar durch eine Veränderung in einer Nachbarfamilie betroffen. Abgesehen davon hatte eine zu erwartende Veränderung der eigenen Familiensituation keinen großen Stellenwert für diese Befragte. Drei Befragte meinten, dass die Gemeinschaftswohnungen vorübergehend, sollte es bei einem der Bewohner zu einer Trennung vom Partner kommen, zur Verfügung stehen würden. Wenn es gewünscht würde, so äußerten alle Interviewten, würde im Wohnprojekt nach einem Weg gesucht werden, die durch die veränderte Situation neu gestellten Ansprüche der Familien zu erfüllen. Von einer weiteren Variante berichtet Swantje, in deren Wohnprojekt einige Mitbewohner die Überlegung haben, ihre pflegebedürftige Eltern mit einziehen zu lassen.

Für vier der sechs Befragten waren Überlegungen zu Veränderungen von Lebensabschnitten und den damit einhergehenden Bedürfnissen nicht fremd. Hauptsächlich genannt wurden der Wandlungsprozess der Kinder zu Jugendlichen und jungen Erwachsenen sowie der eigene Alterungsvorgang. Es wurde in den Interviews aber auch deutlich, dass sich die Reaktionen in den Wohnprojekten auf veränderte Verhältnisse in den Familien nicht nur auf die räumlichen Bedingungen beschränken. Zwei Interviewte waren der Meinung, dass sie durch einige ausgesuchte Mitbewohner, zu denen sie bereits eine engere Beziehung pflegen, im Fall einer Trennung emotionale Unterstützung erhalten würden. Zwei Befragte wiesen darauf hin, dass Mitbewohner, die zu einem Thema gut beraten können, weil sie private oder professionelle Erfahrungen damit sammeln konnten, im Projekt oftmals zeit – und alltagsnah dazu bereit sind. Das bezieht sich allerdings auf nahezu alle besprochenen Themenbereiche (vgl. Swantje in 3.2.3.2; Vera in 3.2.2.2). Außerdem bieten die Projekte den Bewohnern Chancen, durch den regelmäßigen, alltäglichen Kontakt zueinander sowie durch die formalen Kommunikationsebenen miteinander Reaktionsformen auf Veränderungsprozesse zu entwickeln. Eine altersangepasste Raumnutzung ist ein Beispiel dafür oder ein gemeinsames Freizeitangebot. In dem Bericht von Lisa war eine solche Umgangsweise von ihr beschrieben worden, in dem ihren jugendlichen Söhnen der Gemeinschaftsraum für einen Nachmittag als Kickerraum überlassen wurde. Das Potential für ein flexibles Reagieren der Bewohner auf neue Verhältnisse wurde von allen Interviewten als stets vorhanden genannt.

Um eine knappe Bewertung zu erhalten, wurden die Befragten zum Abschluss eines jeden Interviews dazu aufgefordert, kurz darzustellen, was sie am Leben im Wohnprojekt, wenn sie dort nicht mehr wohnen würden, am meisten vermissen würden oder was ihnen keinesfalls fehlen würde und was ihnen eventuell noch wichtig wäre zu dem Thema zu sagen. Vier der Befragten gaben dabei als erstes an, dass die Gemeinschaft und die damit zusammenhängenden Chancen, wie spontan etwas zusammen unternehmen zu können sowie jederzeit Menschen zu finden, mit denen sich über verschiedene Themen austauschen lässt, ihnen am meisten fehlen würden.

Das beschreibt Lisa folgendermaßen: „Die Gemeinschaft .. die würd` ich /Also das würde mich traurig machen. Da hab` ich auch schon gesagt:“ Also, wenn ich aus irgendeinem Grund hier ausziehen muss, dann wird` ich Hamburg, glaub` ich ganz verlassen.“ (Lisa: 19)

Für eine fünfte Interviewte sind ebenfalls die Gemeinschaft und die dadurch erfahrene Unterstützung von großer Bedeutung. An erster Stelle nannte sie jedoch die Mietkosten:

„ Also, ich würde es natürlich extrem blöd finden, wenn ich die doppelte Miete zahlen müsste bei gleichem Wohnraum .. mh/ Ich würde `ne ganze Menge Leute vermissen .. und vor allem müsste ich ganz viel in meinem Leben .. neu und ganz anders organisieren/ Das ist bei mir noch mal extrem, weil ich /äh/ durch/äh/ `ne Erkrankung körperbehindert bin und oft Unterstützung brauch` bei vielen kleineren Sachen oder auch wo man mal was `n bisschen schwerer anheben muss/ oder Alltagsgeschichten, da müsst ich das komplett umorganisiert werden. `N Umfeld jetzt suchen und stricken, neu.“ (Vera: 8)

Für eine weitere befragte Person ist am wichtigsten, selber machen zu können, was er will, und gemeinsam etwas zu machen (handwerklich). Dann nennt er aber ebenfalls Freunde, die da wohnen, und einen Freiraum zu haben, wie eine eigene Wohnung:

“Was ich vermissen würde: Selber machen zu können, was ich machen will. Also, an handwerklichen Sachen. An Lebensverbesserungsmaßnahmen, also an Optik über Sicherheit bis Lärmschutz oder sonst was. Das kann man ja alles besprechen und selber machen. Was ich vermissen würde, wäre auch die große Vielfalt durch diese Werkstatt unten, (...) /Durch Freunde, die da wohnen einfach. Dass man gemeinsam Sachen machen kann. Das ist auch schon viel Wert. Also, find ich total toll. (...) Also wenn ich mir das vorstelle, was da so sonst an Freiraum möglich ist, das ist ja/ das ist `ne eigene Wohnung einfach. Da kann dir keiner was vorschreiben. Außer was rechtlich irgendwie nicht/ was rechtlich bindend ist. Nö, find ich schon ganz gut.“

(Tom: 20)

Die Wichtigkeit und bewusste Wahl der Gemeinschaft zeichnete sich dabei für die Befragten sowohl durch die konkreten zur Gruppe gehörenden Personen aus als auch durch den Wert der Gemeinschaft an sich. Besonders eine Befragte stellt diesen Punkt heraus:

„Also, ich möchte nicht in `ner normalen Mietswohnung wieder wohnen .. Also, auf gar keinen Fall. Und wenn ich hier mal rausgehen würde, würde ich unter Garantie in `n anderes Projekt gehen und nicht auf `n freien Wohnungsmarkt/ Würd` ich nicht machen...Es gibt auch hier im Haus schon so die Überlegung, da das ja `ne Pachtgeschichte ist, die auf maximal fünfundzwanzig Jahre ist: „Wann müssen wir dann anfangen, das nächste Projekt zu stricken?“ Also, da gibt` s bei dem Einen oder Anderen, ja nach Lebensabschnitt und Alter, schon doch manchmal so `n Gedanke: Mh, soll `n wir jetzt schon mal wieder anfangen zu planen? Also, es zeigt auch sehr deutlich, dass das sehr /ähm/ bewusst gewählt ist den Lebensraum mit anderen Menschen zusammen in Form von Projekten/“ (Vera: 8)

In diesem Zusammenhang wurde auch der Wunsch geäußert, dass es noch mehr Wohnprojekte geben sollte:

„Wichtig wär` für mich, dass es noch viel mehr andere Häuser geben sollte, wo es genauso ist wie bei uns ..ohne irgendwelche Vorschriften oder irrsinnigen Plenen (...),, (Lisa: 20)

Außerdem wurde von den Interviewten genannt, dass sie manche durch das Wohnprojekt bedingte räumliche Vorteile, wie Werkstätten und Übungsräume, und die kleinen Erleichterungen des Alltags nicht mehr missen möchten

Negativ beurteilt wurden spontan von zwei Interviewten die Vollversammlungen und darin vorkommenden Diskussionen, wie es z. B. Marie beschreibt:

„Diese endlosen demokratischen Diskussionen, die würd` ich nicht vermissen, auf gar keinen Fall.. Oh, Gott. Mann, ist Demokratie anstrengend. ((lacht))Es ist schon gut, dass es das gibt. Also, ich bin schon für Demokratie, aber dann noch jeden zu Wort kommen lassen und .. alles noch mal bis zum 50sten, 100sten I-Tüpfelchen ausdiskutieren. ((lacht))“ (Marie: 15)

Eine Befragte äußerte, dass sie bestimmte Arbeitsdienste nicht vermissen würde, da es in dieser Art des Zusammenlebens für sie häufig zu Gewissenskonflikten gegenüber den anderen Bewohnern führen würde, wenn sie die Dienste nicht schafft (vgl. 3.2.2.2).

Wichtig war einer Interviewten, dass es zukünftig eine bessere Vernetzung unter den Wohnprojekten, zumindest bezogen auf die Stadtteile, geben sollte. Gemeint ist ein Austausch über Lösungsstrategien, sei es für Konflikte oder Baumaßnahmen oder einfach nur ein gegenseitiges Raumnutzungsangebot.

Abschließend soll hier ein Interviewzitat mit folgender Position wiedergegeben werden:

„Also, das ist mir noch mal wichtig, also, dass auch Menschen, die /äh/ .. nicht gestanden ihr Leben normal geregelt kriegen alleine, Platz haben in so `nem Wohnprojekt. Das find` ich wichtig.“ (Vera: 10)

4. Schlussbetrachtung

In Anbetracht der vorliegenden Zahl von sechs Interviews kann eine allgemeine Gültigkeit der Ergebnisse aus der vorliegenden qualitativen Erhebung nicht beansprucht werden. Jeder einzelne Interviewpartner vermittelte dabei zu respektierende subjektive Eindrücke, Motive, Erfahrungen und Positionen aus dem Leben im Wohnprojekt. Die Wohnprojekte wiederum entstanden zum Teil aus unterschiedlichen Bedingungen heraus. Die Gründungsvoraussetzungen sowie die Gestaltung des Alltags sind teilweise recht unterschiedlich, obwohl die Motive und Erwartungen einander vor dem Einzug ähnelten. Trotz dieser trennenden Faktoren lassen sich einige Gemeinsamkeiten der Berichte über familiales Leben in Wohnprojekten feststellen. Andere Besonderheiten des Zusammenlebens, also diejenigen Eindrücke, welche sich nur bei einzelnen Interviews finden lassen, sind jedoch ebenfalls wertvoll, denn sie tragen dazu bei, von mehreren Variationen lebensweltlicher Gestaltung in Wohnprojekten zu erfahren.

Die drei hauptsächlich genannten Motive für ein Leben im Wohnprojekt sind die Selbstbestimmtheit, das Bedürfnis nach einer Gemeinschaft, welche über die der Familie hinausreicht, sowie ein erhöhter Raumbedarf und der Wunsch, kostengünstig zu wohnen. In jedem der Wohnprojekte der Interviewten sind eine Vielzahl von gemeinschaftlichen Räumen und Flächen vorhanden. Diese sind von zum Teil praktischer Dienlichkeit, wie Werkstätten und Waschmaschinenplätzen, und werden entsprechend genutzt. Die Nutzung für andere Aktivitäten hängt von den Bedürfnissen der jeweiligen Bewohner ab. Auffällig ist, dass in dem Wohnprojekt, welches am längsten existiert (nach dem Eindruck aus dem Interview) wenige regelmäßige gemeinsame Aktivitäten stattfinden. Das kann daran liegen, dass der Elan der ersten Zeit nicht mehr vorhanden ist. Vielleicht verhindern auch vorhandene Konflikte oder eine große Eingebundenheit in den Beruf ein stärkeres Engagement. Es lässt sich nicht eindeutig klären.

Die Spannbreite der gemeinsamen Aktivitäten reicht vom gemeinsamen Grillabend bis hin zur regelmäßigen Yogagruppe. Viele Treffen unter den Bewohnern werden spontan organisiert und gerade das Unverbindliche begreifen die Interviewpartner als besonders vorteilhaft. Arbeitseinsätze und Gremien zählen ebenfalls zu den gemeinsam stattfindenden Handlungen. Alle Interviewten gaben an, sich in mehr oder weniger großen Abständen zu Vollversammlungen zu treffen.

Die Bewohner der Projekte haben dabei verschiedene Strategien entwickelt, um gemeinsame Entscheidungen treffen zu können oder Konflikte zu lösen. Die Bereitschaft, in besonderen Situationen Hilfen von außen, wie Supervisionen, anzunehmen, ist grundsätzlich da. Viele der Befragten haben jedoch durch ihre Erfahrungen oder berufliche Prägung eine hohe Kommunikationsfähigkeit (in Gruppen) entwickelt und sind deshalb überzeugt, die meisten Konflikte gut selbst regeln zu können.

Es konnte festgestellt werden, dass die Haltung der meisten Interviewpartner zu den Arbeitseinsätzen und Plenen trotzdem ambivalent ist. Die für das Wohnprojekt anfallenden Arbeiten erfordern von den Befragten Zeit, Energie und Organisationsvermögen. Diese Zeit wird dann wieder von der Zeit für die Familie abgezogen, bzw. gegeneinander aufgewogen. Es ist nicht immer leicht, für manche Befragte sogar ein Nachteil, alle Entscheidungen gemeinsam treffen zu müssen. Alle diese Vorhaben müssen in den Familienalltag integriert werden, was sich als zusätzliche Last erweisen kann. Die meisten Interviewpartner gaben an, dass bei einer Überforderung zeitweilige Auszeiten von den Mitbewohnern akzeptiert würden. Trotz dieser Anforderungen ist es für eine Interviewte wichtig, auch Menschen einen Platz in Wohnprojekten zu geben, die gerade mit der Organisation des Alltags Schwierigkeiten haben. Mit dieser Position bildet diese Interviewte unter den Befragten jedoch eine Ausnahme. Menschen mit Unterstützungsbedarf zu integrieren, gelingt vermutlich nur mit einer Mischung der Bewohner. Das schließt nicht aus, dass diese Mitbewohner ihrerseits zum gemeinschaftlichen Leben einen Beitrag leisten, ist aber keine Bedingung. Das Konzept des Zusammenlebens alter und junger Menschen basiert ebenso auf der Heterogenität der Bewohner.

Die Interviewten bezeichneten es in der Mehrheit als positiv, jederzeit kleinere Alltagshilfen im Haus von den Mitbewohnern erhalten zu können, aber auch an diese weiter zu geben. Je nach Nähebedürfnis nannten die Befragten die Möglichkeit, sich abgrenzen zu können, als zufriedenstellend. Geschätzt wurde von allen Interviewten, dass sie bei Problemen jederzeit spontan ein Gespräch mit einigen Projektbewohnern, zu denen z.B. ein Vertrauensverhältnis besteht, führen können. Die Befragten profitieren dabei auch von der Kompetenz einiger Bewohner zu bestimmten Themen. Die Gesamtheit dieser Aspekte benennt Strategien und Handlungen, die in hohem Grad in Situationen, in denen sich Eltern und Kinder befinden, von Vorteil sind. Die Interviewten vermittelten dabei den Eindruck, sich gegenwärtig in dieser Wohnsituation sicher und aufgehoben zu fühlen, ohne das Wissen um die potentielle Unbeständigkeit der bestehenden Lebenssituation zu verlieren. Aus der Sicht der Eltern bietet sich den Kindern in Wohnprojekten eine Vielfalt an Kontaktmöglichkeiten und die Freiheit,

sich den sie umgebenden Raum zu erobern. Auf dieser Basis, wiederum abhängig von den jeweiligen individuellen Bedingungen, kann sich ein Kind erfolgreich zur Selbstständigkeit entwickeln. Interessant ist, dass sich für die Lebenswelt der Kinder im Wohnprojekt ebenfalls die beiden Komponenten von Sicherheit, Geborgenheit und Vertrauen in Verbindung mit individueller Freiheit und Selbstständigkeit finden. Bei Kindern sind diese beiden Faktoren jedoch für die Entwicklung bedeutsam und für diese voneinander abhängig, da die Selbstständigkeit auf der Grundlage der Bindung (zu den sozialen Bezugspersonen) erst entstehen kann. In einem der Wohnprojekte konnten, in Form eines KinderPlenen, Kommunikationswege entwickelt werden, die die Kinder in die Verantwortung für ihr Umfeld mit einbeziehen, in denen Kinder gehört werden und lernen, ihre Ansichten, Bedürfnisse und Gefühle auszudrücken.

Der so genannten „Verinselung“ von Kindern kann im Rahmen des Wohnprojekts, bzw. wenn das Projekt im Zusammenhang mehrerer Projekte angesiedelt ist, entgegengewirkt werden. Darüber hinaus hängt der Umgang damit jedoch weiterhin von der Lebensgestaltung und den anderen Außenkontakten der Familien ab.

Die in den Wohnprojekten von den Interviewpartnern gemachten Erfahrungen lassen den Schluss zu, dass die in Wohnprojekten anzutreffenden Verhältnisse besonders die Übergänge zwischen Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter und Alter erleichtern. Dieses wird erreicht, indem durch aus- und umwandelbare Räumlichkeiten sowie flexibles Reagieren der Gruppe Lösungen hervorgebracht werden können, die einen Umgang damit oder Hilfen zulassen. Voraussetzung dafür ist eine Bereitschaft der Betroffenen, ihre Belangen oder Problemen zu thematisieren oder sich damit gegenüber der Gruppe zu öffnen. Letzteres wäre nötig, wenn es eine gemeinsame Besprechung oder Lösungssuche erfordert. Die flexible Handhabung bei Veränderungen oder auftretenden Problemen ist in allen Projekten der Befragten möglich und wird von ihnen sehr positiv beurteilt. Die Gruppe *muss* alles entscheiden, hat es aber auch in der Hand, jederzeit selbst entscheiden zu *dürfen*, wenn es nötig ist. Das macht sie von übergeordneten Instanzen unabhängiger. Die Frage nach der tatsächlichen Durchführung familienübergreifender sozialer Kooperation in den Wohnprojekten der Interviewten lässt sich nicht für alle Wohnprojekte eindeutig bestätigen, da das Gelingen von der Zusammensetzung der Wohngruppen und deren Ansprüchen abhängt.

Die überwiegende Zahl der für diese Untersuchung Befragten äußerte jedoch, über externe soziale Netzwerke und Beziehungen hinaus, soziale Unterstützung im Wohnprojekt (von der Gruppe oder von einzelnen Mitbewohnern) zu erhalten und auch weitergeben zu können. Wohnprojekte können somit für Familien eine Chance bieten, familienübergreifend sozial zu kooperieren. Es sind von den Interviewten sowohl verbindliche als auch spontane Kooperationsformen dargestellt worden. (Diese fallen teilweise in die Funktionsbereiche von Familien.) Die Art und Intensität ist dabei abhängig von den Erwartungen und Bedürfnissen der jeweiligen Bewohnerschaft und von deren Bereitschaft, diese umzusetzen. Die Zusammensetzung der Gruppe spielt also eine große Rolle. Trotz möglicher Erleichterungen im Familienalltag stellt sich dabei weiterhin für die sechs befragten Projektbewohner eine hohe Anforderung an deren Organisationsvermögen und soziale Kompetenz. Diese Eigenschaften müssen möglicherweise noch größer sein als in herkömmlichen Lebensformen, weil über die familialen Belange hinaus die des Wohnprojekts zusätzlich miteinbezogen werden müssen.

Das Leben in Wohnprojekten bietet die Möglichkeit, sozialen Problemen entgegenzuwirken, indem familienübergreifend Kooperationen ermöglicht werden können. Es bietet den Familien somit Ressourcenquellen, die es ihnen erleichtern, alltägliche Anliegen zu bewältigen und außerdem einfach ein positives (gemeinschaftliches) Lebensgefühl zu vermitteln. Eigenverantwortliches Handeln und Verantwortung für andere zu tragen, lassen sich in dieser Lebensform miteinander verbinden.

Obwohl die Förderung von Wohnprojekten soziale Vorteile erbringt und positiv in die Stadtteile wirken kann, wird es auf der politischen Ebene Menschen, die sich für diese Lebensform entscheiden, noch immer schwer gemacht, diese zeitnah und unbürokratisch umzusetzen. Das wirkt abschreckend auf Interessierte und verhindert vielfach die Gründung neuer Projekte. Wer sich dann trotzdem dafür entscheidet, muss mit einer mehr-jährigen Planungs- und Bauzeit rechnen. Ein größerer Austausch unter den Wohnprojekten und mit anderen stadtteilbezogener Einrichtungen könnte in Zukunft Chancen für eine positive Entwicklung des sozialen Miteinanders in der Stadt bieten. Die Berichte aus den Interviews haben gezeigt, dass es sich lohnt, trotz aller Widersprüche und Schwierigkeiten diese gemeinschaftlichen Lebensformen zu unterstützen.

Quellenverzeichnis:

Literatur:

Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft , Auf dem Weg in eine andere Moderne.

Frankfurt/ M.: Edition suhrkamp SV

Becher, Britta/ Oltmann, Rosemarie 2007: Dachgenossenschaften für Wohnprojekte Wie kommen Projekte unter ein gemeinsames Dach? In: Freihaus Nr. 14 /2007, 26 – 27

Becher, Britta/ Bura, Josef 2002: Gemeinschaftliche Wohnformen für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung

In: Das STATTB AU- Buch 2002 (Hrsg.). Hamburg: STATTB AU HAMBURG GmbH, 11 - 16

Bertram, Hans 1997: Die Familie: Solidarität oder Individualität. In: Vaskovics, Laszlo A. (Hrsg.) 1997: Familienleitbilder und Familienrealitäten. Europäische Fachtagung zur Familienforschung Bamberg

Opladen: Leske und Budrich, 370 - 381

Brech, Joachim 2002: Wandel der Lebensweisen- neue Wohnformen.

In: wohnbund Informationen Bd. 2/2002, 24 - 27

Brech, Joachim (Hrsg.) 1990: Gemeinsam leben: Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik. Darmstadt:

Verlag für Wissenschaftliche Publikationen

Bura, Josef 2002: Stattdbau Hamburg – Neue Qualitäten für das Planen, Bauen und Wohnen.

In: Das STATTB AU- Buch 2002 (Hrsg.). Hamburg: STATTB AU HAMBURG GmbH, 8 - 10

Engelhardt, Hans Dietrich 1992: Innovation durch Organisation: unterwegs zu problemangemessenen

Organisationsformen. München: Fachhochsch., Fachbereich Sozialwesen München

Farenholtz, Christian 1989: Vorwort: So bitte nicht. In: Reinig, Joachim / Planerkollektiv wohnbund 1989:

Wohnprojekte in Hamburg von 1980-1989. Darmstadt: Verlag für Wissenschaftliche Publikationen, 3

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter 2000: Soziologie des Wohnens 2., korrigierte Auflage.

Weinheim/ München,: Juventa Verlag

Helfferich, Cornelia 2005: Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer

Interviews. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften

Henning, Ria / Reinig, Joachim Neu 1993: Kraft und Schwächen selbstbestimmter Wohnprojekte.

In: Brech, Joachim (Hrsg.) 1993: Neu Wege der Planungskultur. Orientierung in der Zeit des Umbruchs.

Darmstadt: Verlag für Wissenschaftliche Publikationen, 78 - 81

Herbst, Lothar /Hoffmann, Susanne /Scheppers, Albert 1988: Die Genossenschaft und mögliche Alternativen – Eine Übersicht über rechtliche Gestaltungsmöglichkeiten für gemeinschaftliches Eigentum.

In: wohnbund e.V./ Verein zur Förderung des Genossenschaftsgedankens (Hrsg.) 1988:

Gemeinsam und selbstbestimmt: Leitfaden für gemeinschaftliche Wohnprojekte. Darmstadt:

Verlag für Wissenschaftliche Publikationen, 29 - 56

Karthaus, Frank/ Novy, Klaus 1988: (K)eine Renaissance des Genossenschaftsgedankens?

In: wohnbund e.V./ Verein zur Förderung des Genossenschaftsgedankens (Hrsg.) 1988 :

Gemeinsam und selbstbestimmt: Leitfaden für gemeinschaftliche Wohnprojekte. Darmstadt:

Verlag für Wissenschaftliche Publikationen, 9 - 16

Keupp, Heiner 1994: Ambivalenzen postmoderner Identität In: Beck,Ulrich und

Beck – Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) 1994: Riskante Freiheiten: Individualisierung

in modernen Gesellschaften. Frankfurt/ M.: Edition suhrkamp SV , 336 - 350

Lamnek, Siegfried 2000: Qualitative Sozialforschung, Band 2 Methoden und

Techniken 3., korrigierte Auflage. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union

Lamnek, Siegfried 1995: Qualitative Sozialforschung, Band 2 Methoden und

Techniken 3., korrigierte Auflage. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union

Link, Rainer 2008: Hamburger Wohnungspolitik. Wer die Wahl hat...

In: Mieter helfen Mietern-die Zeitung,Nr.1/ 2008, 6 - 7

Mayring, Philipp 1991: Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe/ v. Kardorff, Ernst/ Keupp, Heiner/

v. Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.) 1991: Handbuch Qualitative Sozialforschung. München:

Psychologie Verlags Union, 209 - 213

Meyer, Thomas 2002: Private Lebensformen im Wandel In: Geißler, Rainer , Die

Sozialstruktur Deutschlands - 3.Auflage 2002. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 401 - 433

Nave-Herz, Rosemarie 2004: Ehe- und Familiensoziologie: Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze

und empirische Befunde. Weinheim, München: Juventa Verlag

Peuckert, Rüdiger 2005: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: Verlag Leske u. Budrich Opladen

Peuckert, Rüdiger 1999: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: Leske u. Budrich Opladen

Pieper, Marianne 1994: Zwei Schritte vor- ein Schritt zurück: neue Wege ins Familienglück

In: Pieper, Marianne (Hrsg.) 1994: Beziehungskisten und Kinderkram- Neue Formen der Elternschaft.

Frankfurt/New York: Campus Verlag, 9 - 44

Reinig, Joachim / Planerkollektiv Wohnbund 1989: Wohnprojekte in Hamburg von 1980-1989. Darmstadt:

Verlag für wissenschaftliche Publikationen

Rerrich, Maria S. 1994: Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: Zur familialen Lebensführung von Berufstätigen. In: Beck, Ulrich und Beck – Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/ M.: Edition suhrkamp SV, 201 – 244

Schendel, Reiner: 2007: „Grundstücksgeschäfte sind keine Hasenjagd“. Nadelöhr Grundstück.
In: Freihaus Nr.14 /2007, 5 - 6

Schmidt-Grunert, Marianne (Hrsg) 2004: Sozialforschung konkret. Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode. Freiburg i. B.: Lambertus Verlag

Schwarting, Frauke 2006: Seminar-Reader

Sennlaub, Angelika 2005: Wohnen mit Commons: Einflussfaktoren auf die Akzeptanz von Gemeinschaftsbesitz im Wohnalltag. Eine qualitative Studie In: wohnbund-Informationen 2+3, 2005, 60-63

Sohn, Jörg-Michael 2002: Erfolgreiche Wohnprojekte: Was zeichnet funktionierende Gruppen aus?
In: Das STATTBAU- Buch (Hrsg.). Hamburg: STATTBAU HAMBURG GmbH, 53

Steffens, Rainer 2005: Der Aegidienhof in Lübeck. In: wohnbund Informationen 2+3/05, 30 - 29

Wilk, Liselotte 1997: Koordination von Zeit, Organisation von Alltag und Verknüpfung individueller Biographien als familiale Gestaltungsaufgabe. In: Vaskovics, Laszlo A. (Hrsg.) 1997: Familienleitbilder und Familienrealitäten. Europäische Fachtagung zur Familienforschung Bamberg Opladen: Leske und Budrich, 229 - 247

Witzel, Andreas 1982: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Frankfurt/Main: Campus Verlag

Witzel, Andreas 1995: Das problemzentrierte Interview In: Gerd Jüttemann (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz PVU, S. 227-256

Zeiber, Helga 1994: Kindheitsräume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit In: Beck, Ulrich und Beck – Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/ M.: Edition suhrkamp SV, 353 – 375

Internet:

Witzel, Andreas 2000: Das problemzentrierte Interview In: Forum Qualitative Sozialforschung, Volume1, No.:
<http://www.qualitative-research.org/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm> (Stand: 09.08.2008)

Bura, Josef „STATTBAU-Homepage <http://www.stattbau-hamburg.de/index1.htm> (Stand: 10.02.2008)

wohnbund-Homepage, 2008.: <http://www.wohnbund.de/> (Stand: 10.02.2008)

<p>A</p> <p>Wie bist du zu diesem Wohnprojekt gekommen?</p>	<ul style="list-style-type: none"> -Vorige Wohnverhältnisse - Erwartungen, Bedürfnisse -Ziele, Inhalte des Wps 		
<p>Wie läuft das alltägliche gemeinsame Leben im WP ab?</p>	<p>Verbindliche/unverbindliche:</p> <ul style="list-style-type: none"> - gemeinsame Ziele/Aktivitäten -Hilfen/Unterstützung -gemeinsame Raumnutzung -Gemeinschaftesräume- Plätze, welche Art -gemeinsame Entscheidungen? -Plenum -Be-und/oder Entlastung - was öffentlich-privat -<i>Ausgewogenheit</i> -Unzufriedenheit 	<p>Wie ist das für die Kinder?</p> <p><i>Wie ausgewogen ist der Anteil an gemeinschaftlichen und nichtgemeinschaftl. Aktivitäten?</i></p>	<ul style="list-style-type: none"> -Was macht ihr miteinander?/Was- Wie nutzt ihr das WP miteinander? -Was hat sich für die Kinder geändert?

<p>B</p> <p>Wie wird im Konfliktfall oder bei Entscheidungen im WP vorgegangen?</p>	<ul style="list-style-type: none"> - Gibt es Handlungs-Regeln dafür? oder flexibel? -Absprachenregelung -Sanktionen -Ausschlussverfahren - was ist im Plenum? Was gehört nicht dahin? (privat) - Gibt es besondere Rollen/Funktionen? - Gibt es Einflüsse von außen? 	<p>Gab es oder gibt es den Wunsch, bei manchen Situationen Unterstützung von außen zu erhalten?</p>	<ul style="list-style-type: none"> -Wie geht ihr damit um, wenn eine Entscheidung im/für das WP ansteht? -Vielleicht erinnerst du dich an eine Situation, wo Einzelne oder die Gruppe einen Konflikt hatte...wie seid ihr damit umgegangen?
---	---	--	---

<p>C</p> <p>Wenn sich deine Lebenssituation ändern würde, bestünde die Möglichkeit hier weiter zu leben - und wie würde das geregelt werden? Wie könnte <i>man</i> sich das vorstellen?</p>	<p>-räumliche Lösung -praktische Hilfen -psychische Unterstützung</p>		<p>Wie wäre das, wenn...</p> <p>z.B. noch ein Kind mehr, Scheidung/ Trennung, Krankheit, Alter, Großmutter soll einziehen</p> <p>Was, stellst du dir vor, würde sich dann für das Wohnen hier ändern oder zu den Menschen, die hier leben – Vielleicht gab es schon einmal so einen Vorfall?</p>
---	---	--	--

Abschluss:

- Was würdest du vermissen, wenn du nicht mehr in diesem Wohnprojekt leben könntest?
Was nicht?
- Gibt es etwas, das wir vergessen haben, was noch darüber zu ergänzen oder zu erzählen wäre?

KURZFRAGEBOGEN

Alle Angaben sind freiwillig

Geschlecht: weiblich ____ männlich ____

Alter: ____

Beruf: _____

Familienform: _____

Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder: _____ **Alter:** _____

Gab es vorher Wohnerfahrungen in:

-Wohngemeinschaften? _____

-Wohnprojekten? _____

-Genossenschaften? _____

Seit wann gibt es das Wohnprojekt? _____

Gibt es ein besonderes Wohn/Lebens-Ziel/ Motto für das Wohnprojekt?

Wie lange im Wohnprojekt lebend? _____

Einwilligungserklärung:

Hiermit erkläre ich mich einverstanden damit, dass die von mir gemachten Interviewaufnahmen zum Thema Leben in Wohnprojekten für die Diplomarbeit zu diesem Thema verwendet werden.

Die Aufnahmen werden beim Verschriftlichen anonymisiert.

Die Aufnahmen werden spätestens bis zum Dezember 2008 gelöscht.

Die Diplomarbeit wird von Silvia Weichold, ----- Hamburg erstellt.

Die Diplomarbeit wird an der HAW - Hamburger Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Fakultät: Wirtschaft und Soziales eingereicht.

Die anonymisierte, schriftliche Fassung wird von Prof. Frauke Schwarting und einem/r weiteren bisher nicht festgelegten PrüferIn gelesen.

Diese Einwilligung wird von den Interviews getrennt aufbewahrt und kann jederzeit widerrufen werden.

Unter oben genannten Bedingungen bin ich damit einverstanden, dass die schriftliche, anonyme Interviewfassung für weitere Forschungs- oder Seminarzwecke Verwendung findet.

JA _____

NEIN _____

Hamburg, den _____

Legende der Transkriptionszeichen:

I:	Interviewerin
XYZ:	Befragte Person
/ähm/	Planungspause
/	Unterbrechung im Satz, Redefluss oder Wortabbruch
<u>Genau</u>	Betonung
(<i>kursiv</i>)	Anmerkung zum Verständnis
((lacht))	Nichtsprachliche Handlung
()	Unverständlichkeit
(...)	Auslassung
..	kurze Pause
...	lange Pause
a b e r	gedehnte Sprechweise

Eidesstattliche Erklärung:

Hiermit versichere ich, Silvia Weichold, dass ich die Diplomarbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst habe. Ich habe nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet.

Hamburg, den _____

Silvia Weichold